Johann Wilhelm Baum

Mathilde Böckel Baum


HIERONYMUS

Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Baum, Ad. Magistrat und Reformation in Straßburg bis 1529. ℳ 4.50

Beykert, Jean-Dan. professeur au Gymnase de Strasbourg. Notice biographique. Relation de sa *captivité* à Dijon etc. Lettres à sa femme, 1793, 1794. M. 1 Lith. ℳ 3.20

Bruch, Dr. Fr. Kindheit u. Jugenderinnerungen. Aus seinen schriftl. Aufzeichngn. mitgeteilt v. Th. G(erold). M. 3 Radirgn. von E. G(erold). ℳ 2.50

Bruch, Joh. Fr. Seine Wirksamkeit in Schule u. Kirche 1821—1872. Aus seinem handschriftl. Nachlasse hrsgb. v. Th. G(erold). ℳ 2.50

Butzer, Martin le réformateur de l'Alsace par Th. Gerold. A l'école du dimanche de Saint-Nicolas. Souvenir du 1 Nov. 1891. M. 1 Bilde. ℳ —.20

Engel, Carl. Das Schulwesen in Straßburg vor der Gründung des protestantischen Gymnasiums 1538. ℳ 2.—

Justinus, des Philosophen und Märtyrers Rechtfertigung des Christentums (Apologie I u. II). Eingeleitet, verdeutscht und erläutert von H. Veil. ℳ 5.60

Holtzmann, Heinr. Das Neue Testament und der römische Staat. ℳ —.60

Kannengießer, Paul. Zum Gedenktage des elsässischen Reformators Martin Butzer. Mit Portrait. ℳ —.30

Mügel, H. Religion und Sozialdemokratie. ℳ —.50

Matthis, Gust. Die Leiden der Evangelischen in der Grafschaft Saarwerden (Kantone Saarunion und Drulingen i. Elsaß). Reformation und Gegenreformation 1557—1700. Mit einer Karte der Grafschaft Saarwerden. ℳ 3.—

— Bilder aus der Kirchen- und Dörfergeschichte der Grafschaft Saarwerden (zugleich 2. Bd. von: „Die Leiden der Evangelischen i. d. Grafsch. Saarwerden"). ℳ 3.—

Nowack, Wilh. Die sozialen Probleme in Israel und deren Bedeutung für die religiöse Entwickelung dieses Volkes. ℳ —.60

— Die Entstehung der israelitischen Religion. ℳ —.80

Pellikans von Rufach, Konrad, Hauschronik. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Deutsch von Th. Vulpinus. ℳ 3.50

Johann Wilhelm Baum.

Ein protestantisches Charakterbild aus dem Elsaß

1809—1878.

Johann Wilhelm Baum.

Ein protestantisches Charakterbild aus dem Elsaß

1809—1878.

Von

Mathilde Baum geb. Böckel.

Zweite, stark vermehrte Auflage.

Straßburg
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel)
1902.

„Schreiben," sagte einst Baum, „muß man aus innerer Notwendigkeit, dann wirkt es."

Für mich bestand diese Notwendigkeit. Ich durfte meinen Kindern nicht das Andenken der letzten, durch Krankheit verdunkelten Lebensjahre ihres Vaters hinterlassen, ohne wenigstens den Versuch zu machen, ihnen sein Bild im ungetrübten Glanze einstiger Jugendfrische und männlicher Lebenskraft herzustellen.

Zugleich ist das dankbare Versenken in das, was der Verstorbene mir war — und sein wird, mein bester Trost gewesen.

So entstanden diese Aufzeichnungen im Winter 1879, als ich seine Briefschaften durchblätterte und meine eigenen Erinnerungen zu Hilfe rief.

In einem entlegenen stillen Alpenthale fand ich im darauffolgenden Sommer liebe Freunde. Des Heimgegangenen Leben und Wirken bildete einen unerschöpflichen Gegenstand unserer Gespräche. So kam es, daß auch sie mit diesen Blättern bekannt wurden und mir warm zuredeten, sie anderen nicht vorzuenthalten. Von verschiedenen Seiten aufgefordert und ermuntert, habe ich nach mehrmonatlichem Schwanken dem mir dringend wiederholten Wunsche schließlich Folge

geleistet und diese Mitteilungen, übrigens im vollen Bewußtsein meiner persönlichen Verantwortlichkeit, der Oeffentlichkeit übergeben.

Doch habe ich den ursprünglichen, vertraulichen Charakter dieser Aufzeichnungen weder ganz verwischen wollen noch können. Freundliche Leser des weiteren Kreises, dem sie jetzt zugänglich gemacht werden, nehmen sie, wie ich hoffe, mit der gleichen Nachsicht auf, wie die Leser des „Deutschen Protestantenblattes“*), die mich zu dieser besonderen Herausgabe ermutigten.

Einst hat es in unserem lieben Elsaß geheißen, daß Alle, welchen Baum seine Freundschaft schenkte, dadurch auch unter sich Freunde geworden seien. Möchte dies Wort sich auch an seinem Lebensbilde bewähren und dasselbe dazu beitragen, ihm das „Immergrün eines liebenden Andenkens“ zu erhalten!

Straßburg, im Mai 1880. M. B.

*) Nr. 1—16 des „Deutschen Protestantenblattes“. Bremen 1880.

1. Die erste Jugend. 1809—1822.

Wie sollte ich nicht mit euch anfangen, ihr seligen, sorglosen Kinderjahre, die dem Verstorbenen nur zu früh durch des Lebens furchtbaren Ernst getrübt wurden und von denen er so gerne mitsang: Selig, o selig ein Kind noch zu sein!

Als der vierte Sohn seiner Eltern, wohlhabender Landleute, wurde der kleine Wilhelm am 7. Dez. 1809 in Flonheim, in Rheinhessen (bei Alzey, gegen Kreuznach zu), geboren. Wenige Stunden nachher, als er neben der Mutter im hohen Bette lag (wie diese Betten auf dem Lande noch gebräuchlich sind), geschah es, daß er durch eine ungeschickte Bewegung herunterfiel. Der Feldscheer, der als abgedankter Soldat in diesem kleinen Städtchen, einer ehemaligen Residenz, zugleich als Barbier, Arzt, Chirurg und Vieharzt fungierte, versicherte der Mutter: der Fall werde dem Kinde nichts schaden; das habe einen harten Schädel, und müsse noch Großes aus ihm werden.

Langsam entwickelte sich das Kind, das erst mit drei Jahren laufen lernte. Im Gegensatz zu seinem begabten ältesten Bruder, der immer voller Schelmerei steckte, hatte der kleine Wilhelm ein stilles, sanftes, phantasiereiches Gemüt, das, sich selbst überlassen, leicht zur Träumerei neigte. Die

lebhafte, geistig geweckte Mutter, obgleich nur eine einfache Bauernfrau, hat wohl auf alle ihre Kinder den größten Einfluß gehabt; aber mit einer stillen, geheimen, ehrfurchtsvollen Liebe schaute das Kind zu seinem Vater auf, der, immer ernst und schweigsam, in seiner Art und Tracht etwas von den alten Mennoniten hatte, deren Nachkommen in der dortigen Gegend noch ziemlich zahlreich vertreten sind. Während die leicht erregbare Mutter öfters mit Wort und That die Kinder abstrafte, genügte ein strenger Blick, ein trauriges Wort des Vaters, dieselben ihr Unrecht fühlen zu lassen. Die einzige Ohrfeige, die Wilhelm von ihm in seinem Leben erhielt, ist ihm stets in Erinnerung geblieben. Veranlassung dazu gab die alte, mächtig große Familienbibel mit Metallbeschlägen, die auf einem hoch angebrachten Schafte lag. Die Kinder durften sie nicht ohne Erlaubnis anrühren. Es war des Vaters Vorrecht, ihnen die Bilder darin als Belohnung zu zeigen und zu erklären. Während nun die Eltern und größeren Kinder einst in der Kirche waren, wurde dem eingesperrten Kleinen die Zeit zu lang; diese Bilder waren das Höchste und Wunderbarste, was es für ihn gab. Da er mit einem Stuhl nicht daran reichen konnte, nahm er einen Stock zur Hülfe, um die Bibel nach und nach von ihrem Platz zu bewegen. Auf einmal fiel sie herunter, zum Glück über seinen Kopf hinaus, den Rücken nur streifend, und beide lagen am Boden mit allem, was darum und daneben war. Wäre das Buch ihm auf den Kopf gefallen, so hätte der Schlag das Kind getötet. „Daran denke ein andermal," sagte der Vater kurz, seine Worte mit einer Ohrfeige bekräftigend.

Auch liebte es der Vater, dann und wann mit diesem Kinde am Sonntag hinauszugehen auf einen Hügel und dem Sonnenaufgang oder Untergang, in stiller Andacht versunken,

beizuwohnen. Dies war dem sinnigen Knaben eine große Aufmunterung zum Guten, während er im Gegenteil noch in späteren Jahren nur mit Widerwillen an den Charfreitag seiner Kinderjahre dachte, der ihm als der schrecklichste, längste Tag im Jahre galt, an dem nicht gespielt werden durfte und ein so strenges vollständiges Fasten eingeführt war, daß die hungrigen, gesunden Knaben, die wohl abends vorher tüchtig gegessen hatten, mit Ungeduld den Abend erwarteten, an dem ein Stück Brot erlaubt war.

Der alte Großvater, der Schlossermeister Hessel, war so glücklich über seine Enkelkinder, daß er täglich mit seiner Tochter neue Pläne für deren Zukunft schmiedete. Sein Ehrgeiz erlaubte ihm nicht, sie als einfache Bauern oder Handwerker aufwachsen zu lassen. Die zwei viel älteren Enkel, Johann und Philipp, hatten eine bessere Erziehung genossen; der eine sollte als Handelsmann, der andere als Apotheker sein Glück machen; Jakob, der dritte, sollte Ingenieur werden; für Wilhelm wurde ausgemacht, daß er ganz besonders zum Geistlichen sich eigne und daher unter die Leitung des einzigen Bruders seiner Mutter gehöre, der damals in Straßburg Theologie studierte, weil in den von Napoleon annektierten Provinzen die Verordnung bestand, daß nur an einer französischen Universität studiert werden dürfe.

Aber schwer lasteten die Kriegsjahre und Truppendurchzüge auf der freilich wohlhabenden, aber mit vielen Kindern gesegneten Familie. Was die Franzosen oder die einheimischen Truppen übrig gelassen hatten, das nahmen die nach Rußland zurückkehrenden Kosaken noch vollends mit. Es ist der Mutter nicht zu verdenken, wenn sie an den Jammer so vieler Mütter dachte, denen die Söhne gewaltsam entrissen worden, und daher einen glühenden Haß auf den allgewaltigen Kaiser der Fran-

zosen warf. Noch in späteren Jahren, als der erwachsene Sohn, von Napoleons Heldenglorie und tragischem Schicksal angezogen, bedauerte, den Zauber einer persönlichen Annäherung nicht empfunden zu haben, konnte sie mit der größten Lebhaftigkeit auf den „Boonepaart" als den Urheber aller Kriege, den Leuteschinder und Kindermörder schelten.

Nur notdürftig konnte für den Unterricht der jüngeren Knaben gesorgt werden. Bares Geld ward immer notwendiger; so beschloß man, nach und nach alles zu veräußern und dem ältesten Sohne ein Kapital anzuvertrauen, um eine Chokoladefabrik in Offenbach zu errichten, und selbst dorthin zu ziehen. Den 7. Nov. 1816 schrieb Vater Baum an seinen Schwager Hessel in Straßburg: „Unser Vorhaben wird Euch in Erstaunen setzen und ist mir und meiner Frau auch keine gleichgültige Sache; allein was thun nicht Eltern wegen ihrer Kinder! und im Vertrauen darauf, daß es ein Wink der gütigen Vorsehung sei, unternehmen wir diese Beschwerlichkeit, in der Hoffnung, daß gute Eltern auch auf gute Kinder hoffen können. Das Geschäft ist einfach und bescheiden." —

Am 21. März des folgenden Jahres schreibt der in Flonheim allein zurückgebliebene Großvater Hessel an seinen Sohn, daß „seine Kinder und Enkel nun nach Offenbach gezogen sind, ein günstiges Terrain zu finden für die Handlung, hauptsächlich Johann's wegen. Der Haupttrost ist, daß sie gute Kinder haben, welche ich auch deswegen herzlich liebe, besonders den kleinen Wilhem, welcher die Bücher eins um das andere so taktmäßig durchliest wie ein Mann; an diesem wird Deine Mühe einmal nicht verloren sein."

Auch der Vater schreibt 1817: „Von Wilhelm glaube ich versichern zu können, daß Gott seinen Segen geben werde. Sein Verlangen, zu seinem Onkel zu gehen, wird mit jedem

Tage wiederholt. Mit seinem Lernen ging es bisher schlecht, da er immer in das Geschäft gezogen wird, um Cacao zu schälen, jetzt soll es aber durch eine Maschine geschehen und kann die Schule fleißiger besucht werden."

Als der Onkel auf Besuch kam und am letzten Abend den Knaben neckisch fragte: „Nun, bist Du bereit? morgen geht's nach Straßburg," da wurde der Kleine freudig und ungeduldig erregt, legte sich die Sonntagskleider und die besten Schuhe zurecht für den andern Tag und nahm Abschied von jedermann, was aber zu seiner Kränkung mit Lachen aufgenommen wurde. Als man ihm schließlich zum Abendbrot weißen Käse mit dampfenden Kartoffeln bot, schob er den Teller stolz zurück und sagte: „Ich esse keinen Quark mehr, ich gehe morgen nach Straßburg." Das war seine erste große Enttäuschung, die ihm bittere Thränen entlockte und längere Zeit einen Stachel zurückließ, als er am andern Morgen eiligst aufstand und erfuhr, daß der Onkel schon über alle Berge sei.

Einstweilen wurden Jacques und Wilhelm zu einem gewesenen französischen Soldaten in die Schule geschickt, der zwar eines gewissen Rufes sich erfreute und an fünfzig Schüler hatte, dessen pädagogische Kenntnisse jedoch von keinem sehr großen Umfang gewesen zu sein scheinen, da die Stockschläge die Hauptsache dabei waren. Bruder Johann schreibt 1819 darüber an den Onkel: „Jacques liest und dekliniert französisch, rechnet schon etwas und schreibt eine ziemliche Hand, ist aber übrigens etwas unartig. Wilhelm, der Liebling der Mutter, liest gut, schreibt ziemliche Buchstaben und fängt an, französisch zu lernen; er scheint aber etwas starrköpfig zu sein und ist sehr faul; übrigens glaube ich, daß er gute Anlagen hat; es könnte etwas aus ihm werden, wenn diese Anlagen entwickelt würden, aber dazu gehört jemand, der nicht bloß von jedem monatlich Einen Thaler

bekommt. Ich wünschte überhaupt, daß dieser Junge frühzeitig unter Ihre Aufsicht käme."

Da die Einnahmen der Fabrik nicht glänzend genug waren, um die Eltern und ihre sechs Kinder davon zu ernähren, wurde die Errichtung einer Oelmühle neben der Fabrik beschlossen und ausgeführt; aber die Unehrlichkeit eines Schuldners und Verwandten, für den man Bürgschaft geleistet hatte, verbunden mit den schlechten, kreditlosen Zeiten und des Sohnes Mangel an Erfahrung, stürzte die Familie aus einer Verlegenheit in die andere. Die Schule unterlag im Kampfe um's Dasein. Die früh alternden Eltern waren durch Kummer und Entbehrungen gebeugt; der älteste Sohn, der nun immer mehr das Haupt der Familie wurde, raffte die ganze Energie seiner charaktervollen Natur zusammen und gelobte, daß weder er noch seine Familie sich Ruhe gönnen dürften, so lange den Eltern nicht ein sorgenloses Alter bereitet wäre, indes, so gut es die Umstände erlaubten, den jüngeren Geschwistern eine tüchtige Erziehung zu teil werden solle.

„Eine Sorge, die mich drückt," schreibt Johann 1820, „wovon mich zu befreien, ich Sie, lieber Herr Onkel, um Ihren gütigen Rath und womöglich thätigen Beistand inständig bitte, ist die täglich zunehmende Verwilderung Jacques' und Wilhelm's. Mit Vergnügen sehe ich ersteren stark am Körper werden; aber auch, auf seinen intellektuellen Zustand blickend, mit Bedauern den Jahren, da er einem Berufe sich widmen soll, entgegenreifen; wozu noch der Umstand kommt, daß ich ihn im Geschäfte fast nicht entbehren kann. Vor allen Dingen muß er nun zur Confirmation vorbereitet werden, und dann werde ich ihn zu einem ordentlichen Lehrer in die Schule schicken müssen, um ihn zu der hohen (!) Bestimmung eines Oelmüllers auszubilden. Was aber mit Wilhelm machen! Daß ich keine Zeit

habe, um ihn auch nur etwas zu unterrichten, begreifen Sie leicht, und doch ist es hohe Zeit mit ihm. Wenn es irgend angeht, lieber Herr Onkel, so möchte ich Sie bitten, ihn sobald als möglich nach Straßburg zu nehmen, damit nicht einst aus ihm ein so bedauernswürdiges Subject werde, wie manche Geistliche sind. Hierüber sehe ich mit Verlangen Ihrem Rathe entgegen."

Auch der spät fromm gewordene Großvater schreibt aus Flonheim 1819: „Wenn wir nur lernten dem lieben Gott vertrauen! Was habe ich doch als Vater und Großvater für liebevolle und entzückende Beweise der Anhänglichkeit meiner Kinder und Enkel! Ich danke dem lieben Gott oft in schlaflosen Nächten, weil die lieben Kleinen so schöne Gelegenheit haben zu lernen. Dem lieben kleinen Wilhelm kann man sein sonderbares Talent in seinen Augen lesen; wenn Du ihn einmal unter Deine Hand bekommst, so wirst Du gewiß viel Vergnügen an ihm haben."

Das lebhafte Temperament des Knaben mahnte freilich auch mit anderen Dingen an die Notwendigkeit entsprechender Beschäftigung. Um es Jacques nachzumachen und Eier auszuheben, kletterte Wilhelm um jene Zeit bis in die Dachsparren, fiel aber durch zwei Oeffnungen bis auf die Tenne hinunter. Zum Glück lag etwas Stroh auf dem Boden, das die Gewalt des Sturzes milderte. Er wurde halb tot aufgehoben; am Kinn war ein Teil des Knochens zersplittert. Doch erholte er sich auch diesmal rasch, ohne weiteren Schaden, nur hat er sein Leben lang eine Narbe von diesem entsetzlichen Falle behalten.

So dringt denn Johann nochmals, 1821, in den Oheim, der nun als Geistlicher am städtischen Gefängnis angestellt ist, daß er ausführlich seine Meinung schreibe, — indem er selbst bemerkt: „Unsere erste Sorge geht dahin, den Kleinen eine zweckmäßige Erziehung zu geben und besonders Jacques und

Wilhelm der Rohheit zu entziehen, in die sie durch das Mühlenleben gerathen sind. Wenn Sie nicht stärkere Gründe haben, es zu mißbilligen, würde es meiner Ansicht nach das Beste sein, wenn Wilhelm sogleich nach Straßburg abginge; denn wenn er zum Geistlichen gebildet werden soll, so ist es hohe Zeit anzufangen und nöthig, daß er nichts zu thun habe, als auf seinen Beruf sich vorzubereiten. Was Sie vom „Vielen an ihn wenden" sagen, so glaube ich, daß sein Talent, mit Fleiß verbunden, ein langes Studieren auf Universitäten entbehrlich machen werde. Bekommt er Sinn für die Wissenschaften und Hang zu denselben, so wird er sie auch außer der Schule treiben; und fehlt ihm dies, so wird nichts aus ihm werden, er mag so viel kosten, als er wolle. Daß ich weit entfernt bin, einem langen Studieren auf Universitäten keinen großen Nutzen zuschreiben zu wollen, versteht sich von selbst; ich meine nur: man könne auch ein rechtschaffener Theolog werden, ohne fünf bis sechs Jahre auf der Universität gewesen zu sein, und die Erfahrung scheint meine Meinung zu bestätigen."

Endlich am 6. Januar 1822, da der Tag kaum graute, führte Johann seinen Bruder nach Frankfurt, setzte ihn in den Postwagen, nahm Abschied von ihm — und fort ging's, allein, unter trüben bangen Gedanken hinaus im strengen Winter, und dabei waren die warmen Hüllen vergessen worden. Nach langer zweitägiger Reise schlug endlich die Erlösungsstunde. Zwischen Kehl und Straßburg erblickte Wilhelm zum ersten Male den Münsterturm, der ihm aber nicht so hoch vorkam, als er sich ihn gedacht. Auch die Schönheit der Stadt entsprach bei weitem seinen glänzenden Vorstellungen nicht; aber alle Enttäuschungen wurden vergessen über der Freude, den Oheim zu finden.

2. Schüler und Student. 1822—1833.

Wie freute sich Bruder Johann daheim über Wilhelm's glückliche Ankunft in Straßburg! Er schrieb darüber: „Wie sehr wurde dieses Freudegefühl noch durch Ihr Urtheil über ihn erhöht, lieber Herr Onkel! Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie es ihm Mühe gekostet haben muß, den großen Gedanken, du bist nun in Straßburg — zu fassen, und wie Wohlbehagen und Freude über die glückliche Veränderung seiner Lage auf seinem Gesichte sichtbar gewesen sein mögen. Ja, wenn meine und unser aller Hoffnungen nicht täuschen, so wird uns der liebe Gott Freude an ihm erleben lassen. Freilich werden Sie, seiner Gutartigkeit ungeachtet, mit einem noch unbearbeiteten Naturprodukte viele Mühe haben, aber dafür wartet auch Ihrer ein reicher Lohn. . . .“

In Wilhelm's Tagebuch steht aus jener Zeit (1824) verzeichnet: „Jetzt fing ich an zu arbeiten, und zwar in der französischen Sprache, wo mir es denn anfänglich sehr schwer fiel, denn ich konnte noch nicht meine eigene Sprache, sprach sie so schlecht und verdorben als möglich. Es öffnete sich von nun an meinem Geiste eine Welt, in welcher ich ganz fremd war, wo ich mit dem Geiste arbeiten sollte, ich, welcher noch nicht wußte, was Geist ist. Ich arbeitete mich jedoch so gut als möglich unter der Leitung des Herrn Oheims voran, während eines ganzen Vierteljahres; dann kam ich in das Gymnasium, nach Sexta. Hier waren mir die Schulordnung, das Verändern der Plätze, der „Catalog“ u. s. w. ebenso viele Räthsel, die ich mir Anfangs gar nicht lösen konnte. Ich konnte mir den Gang dieser Classenordnung gar nicht erklären, noch weniger mich hineinfügen. So währte es einige Wochen, bis ich nur wußte, was Classe ist und was ich darin thun sollte, und erst

nach Verlauf einer geraumen Zeit fing ich an, blindlings und aufs Gerathewohl nachzutappen, ohne eigentlich zu wissen, was und warum ich dieses machte; ich arbeitete, weil ich sah, daß die, welche mich umgaben, auch arbeiteten. Indessen ward es immer lichter in meinem Geiste, ohne daß demohngeachtet ein dünner Schleier, welcher mir das klare Ausschauen nahm, sich gehoben; er begleitete mich noch bis in die vierte Classe, wo er zum Theil herunterfiel. Nun erwachte in mir eine immer größere Lust zum Lernen; in der Tertia gab mir die lateinische und die griechische Sprache zu arbeiten, doch schlug ich mich durch; die Unannehmlichkeiten, welche mir einige meiner Mitschüler verursachen, aus denen Neid und Mißgunst spricht, achte ich nicht. Ich arbeite fort, denn ein Ziel habe ich mir gesetzt, durch die Hülfe von Oben will ich ihm mich zu nähern suchen!"

Eine Aufsehen erregende Erscheinung war er freilich für die andern Knaben gewesen, der schwarzlockige Junge mit dem fremden Dialekt, dem glänzenden Auge und der sonderbar veralteten Tracht. Bald wurde er der Ersten einer, er, dessen ganze Gelehrsamkeit, als er nach Straßburg kam, im Auswendigkönnen von Schiller's „Wilhelm Tell" bestand, und zwar von der ersten Seite des Buches an bis zur letzten. Er konnte aber erst die Neckereien und Mißhandlungen anderer Schüler los werden, als endlich der warm gewordene deutsche Michel im Zorn einen der Größten angriff und ihn tüchtig durchprügelte. Von da an fand er Achtung und Ruhe.

Schon 1824 bildete sich ein kleiner Kreis, dessen Mittelpunkt er immer blieb. Eine edle Freundschaft verband ihn von Anfang an mit Friedrich Bergmann, dem späteren ernsten und emsigen Forscher der nordischen Litteratur, der von Classe zu Classe ihm den ersten Rang streitig machte, ohne

daß ihre Freundschaft je in Eifersucht ausgeartet wäre, und dessen Ausdauer und eiserner Fleiß für ihn ein wohlthätiger Sporn zur Arbeit war. Zu Baum's schönsten Erinnerungen aus jener Zeit gehören seine Fußwanderungen mit den Freunden während der Ferienwochen; sie führten ihn auf den Ottilienberg und besonders in's Steinthal, wo er das Glück hatte, Oberlin besuchen zu dürfen. Gern erzählte er von den Einzelnheiten dieses Besuches: von der krachenden Patschhand, die der ehrwürdige 80jährige Greis ihnen gab; von den Butterbroten, auf denen die Fensterchen nicht fehlen durften; von den Farben, unter denen sie wählen sollten, damit er den Charakter der jungen Leute daraus weissage. Was aber auf den Knaben am meisten Eindruck machte, das war das Vexierbild, vor welches Oberlin sie an drei verschiedene Plätze hinstellte, daß ein jeder ein anderes Bild schaute. Schon wollten die Buben sich gegen einander ereifern, weil ein jeder das, was er sah, für das allein richtige hielt; da ließ sie der würdige Mann die Plätze wechseln und machte sie darauf aufmerksam, wie leicht man im Leben dahin komme, die anderen zu verdammen, welche die Sachen von einem andern Standpunkte aus betrachten als wir.

Schon damals zeichnete sich Baum durch seinen frommen, begeisterten Sinn aus, durch den Ernst seines sittlichen Strebens, durch seine zarte Gewissenhaftigkeit, die ihn nie verließen. Hier einige Gedanken, die er nach der Predigt seines geliebten Lehrers Professor Redslob und gelegentlich seiner Konfirmation (7. Mai 1826) niederschrieb:

„Freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind, sondern freuet euch vielmehr, daß eure Namen im Himmel geschrieben. . . . Er dort Oben, er weiß von mir; er denkt an mich; ich bin ein Gedanke seines unendlichen Wesens und

er wird mir beistehen, wenn ich wanke! Ich fühle neue Kraft in mir aufleben, um dem schweren Kampf des Lebens, den ich schon genügsam gefühlt, mit neuem Muthe entgegen zu gehen, zu verschmähen Alles, was mich von dem hohen Menschenziele entfernen könnte. . . . Es klopft mir das Herz, es stürmt Alles auf mich. Hier vor dem Unendlichen, vor der ganzen Geisterwelt, vor dieser zahlreich versammelten Gemeinde wollen wir, von Jesu, dem Menschenfreunde geleitet, mit Zuversicht und tiefer Demuth sprechen: Wir schämen uns des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft selig zu machen Alle, die daran glauben. Hier wollen wir den Glauben bestätigen, der auf fester Ueberzeugung beruht, den Glauben, der in den künftigen Tagen unseres Lebens sich durch die Liebe allein thätig zeigen soll! O, der du Vater bist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, erleuchte unsern Geist mit einem Strahle deines göttlichen Lichtes und erfülle unser Herz mit immer größerer Liebe zu dem Einen was noth thut. Verwirf diese unsere Bitte nicht. O Gott, unser Vater, gib Kraft zum Vollbringen."

Sehr bald darauf sollte eine große Veränderung in seiner Lage stattfinden. In der Heimat wurden die Aussichten für die Familie immer düsterer; nur Johann's nie rastender Thätigkeit gelang es, das tägliche Brot unter großen Entbehrungen immer wieder zu erkämpfen. Er selbst schreibt klagend und Trost suchend: „Die Welt bleibt immer Welt, doch der Himmel über mir will die Erde nie berühren und das Dort ist niemals Hier!"

In Straßburg sah es nicht viel besser aus: Der Oheim, ein Mann voll Geist und Originalität, der als Gefängnisprediger pflichteifrig und geschickt wirkte, war ohne sein Ver-

schulden in Zerwürfnis geraten mit den katholischen, bigotten Vorgesetzten und wurde nach schweren Kränkungen dazu gebracht, seine Entlassung einzureichen. In einem merkwürdig bewußt und warm geschriebenen Brief vom 1. Jan. 1826 erzählt der 16jährige Neffe seinen Eltern den Zusammenhang der Vorfälle. Er schildert dabei den Onkel und dessen Wirksamkeit unter den Gefangenen: „Hr. Onkel hatte sich ohngeachtet des geringen Gehaltes ganz diesen Gefängnissen gewidmet, weil er einsah, daß diese Stelle, welche von den gewöhnlichen Menschen so gering geschätzt wird, gerade diejenige ist, wo am meisten Gutes gewirkt werden kann. Er errichtete Schulen für alle diejenigen, ohne Religionsunterschied, welche Lust hatten etwas zu lernen. Da sah man oft Männer, Greise und Kinder, welche wißbegierig den Lehrern zuhörten, die Hr. Onkel selbst aus den geschicktesten der Gefangenen bildete. Er verbesserte den körperlichen Zustand der Gefangenen so, daß sie reinlich gekleidet, gut gebettet und reichlich genährt wurden. Viele Menschenfreunde bemerkten sein edles Bestreben und unterstützten ihn; bald bildete sich aus seinen Freunden und den angesehensten Bürgern der Stadt eine Gesellschaft, welche für die jungen verlassenen Gefangenen sorgte, wenn sie aus dem Gefängniß kamen; so wurden nun schon viele jungen Leute, welche ohne Zweifel im Laster immer tiefer gesunken wären, wieder zu nützlichen Bürgern der menschlichen Gesellschaft gemacht, indem sie auf Kosten dieser Wohlthätigkeitsgesellschaft Handwerke erlernten und ganz erzogen wurden. So war er unter den Gefangenen wie ein Vater unter seinen mit inniger Liebe an ihm hängenden Kindern. Dies Alles wurde allgemein bekannt und selbst fremde Reisende besuchten das so wohl eingerichtete Zuchthaus. Die Pfaffen sahen mit neidischem Auge diese Aufklärung, konnten ihr zunächst nichts

anhaben, aber insgeheim arbeiteten sie gleich den Dieben in dunkler Nacht, um das schöne Werk zu untergraben; sie erkälteten nach und nach die Gemüther der katholischen Staatsbeamten, welche bisher mit innigstem Eifer dieser schönen Sache ergeben waren; aber an den Eckstein, auf dem Alles ruhte, konnten sie nicht kommen, bis der erwähnte Vorfall an dem Hr. Onkel gänzlich unbetheiligt, die Gelegenheit bot, ihm zu schaden und den menschenfreundlichen Ketzer ihrem Hasse zu opfern. Da die katholische Religion die des Staates und die herrschende ist, so fehlte bei Vielen der Muth sich zu äußern; doch alle edlen Gemüther waren mit Unwillen erfüllt; mit Freuden bemerkten Hr. Onkel und ich, wie doch das ganze protestantische Straßburg Theil an diesem seinem Unfall nahm; auf Anrathen seiner Freunde, sämmtlich Professoren, mit denen er in nahen Beziehungen steht, gab er seine Demission, und die Gefangenen, die Unglücklichen, verloren ihren Wohlthäter, ihren ganz für ihr Heil hingegebenen Seelsorger. Wie mag es sie nicht geschmerzt haben! aber auch ihn schmerzte es sehr, daß er nun dies schöne Werk, an welchem er so lange schon mit ganzer Seele, mit allen seinen Kräften gearbeitet, einstürzen sehen mußte.

„Wenn ich euch also sage, daß heut zu Tage in Frankreich wieder die Pfaffen gänzlich regieren, so kann es euch nicht mehr befremden, daß man Hrn. Onkel wegdrängte. Die katholische Geistlichkeit hat wirklich eine furchtbare Gewalt; man läßt die Protestanten immer mehr fühlen, daß die katholische Religion die herrschende ist; mit einem Wort, wir gehen den Zeiten des Mittelalters entgegen.“

Die Begeisterung für die alten protestantischen Grundsätze tritt in bedeutsamer Weise hervor bei der Schilderung des ersten Auftretens katholischer Missionsprediger, die aus dem

Innern Frankreichs nach Straßburg kamen: „Nun noch einige Neuigkeiten aus unserm Straßburg. Wir hatten dieses Spätjahr das große Glück (!), einige Missionäre aus dem Innern von Frankreich hier zu haben; mit großem Prunk traten sie in den katholischen Kirchen auf; da ging's nun über die Ketzer her, wie man sich wohl denken kann; dies geschah unter dem Vorwand, das Volk über die Glaubensartikel zu unterrichten, aber der wahre Zweck war, dasselbe unter das drückende Priesterjoch zu beugen. Ich hörte selbst einige Male diese Menschen an: wie wahnsinnig thaten sie auf den Kanzeln, machten dem unwissenden Pöbel in der Raserei, worin sie sich zu befinden schienen, einen blauen Dunst vor. Sie endigten ihre gottseligen Handlungen, wie sie sie nannten, mit einem Auftritte, welcher alle aufgeklärteren Menschen empörte, nämlich mit der Errichtung eines Krucifix auf dem öffentlichen Platze am Münster. Lange vorher machte man Anstalten dazu, denn das Kreuz sollte in einer Prozession durch die Hauptstraßen der Stadt getragen werden; man errichtete Triumphbögen. Ich war neugierig und sah den Zug, welch ein Schauspiel! Weiber, Kinder, Männer, Greise, Alles ging in zwei langen Reihen auf beiden Seiten der Straße, und jede Person trug ein Fähnlein, worauf ein Kreuz abgebildet war; mit diesen Fähnlein trieben die heiligen Missionäre einen großen Handel. Soldaten befanden sich auf beiden Seiten, um alle Störung in dieser heiligen Ceremonie zu verhindern; die Kriegsmusik schmetterte in den Straßen, und die Menge rief so dumm als toll aus: Es lebe das Kreuz! Es lebe Jesus Christus! Dann kam das Kreuz auf einem ungeheuern Gerüste und von 160 Mann getragen; der Kreuzstamm war so groß als die größte Eiche, von welcher er gemacht war, und auf demselben lag dann das Crucifix angeheftet, hinten nach folgten zwei Bischöfe

in ihrem prunkvollsten Ornat, die ganze katholische Geistlichkeit und alle obrigkeitlichen Personen der Stadt. Ja noch mehr, ich habe von meinen Freunden und anderen glaubwürdigen Personen gehört, welche der Rede beiwohnten, die ein Missionar bei der Errichtung des Kreuzes, an das versammelte Volk hielt, daß er ausgerufen habe: Es lebe Gott! und daß dieser Ausruf von der ganzen Menge wiederholt wurde. Kann man sich so etwas denken? Es steht den französischen Protestanten, wenn es so fortfährt, eine bedenkliche Zukunft bevor."

Durch die Bemühungen der Freunde, die alle den gebildetsten protestantischen Kreisen angehörten, gelang es dem Pfarrer Hessel, eine Pfarrei an der lothringischen Grenze zu erhalten. Am 4. September 1826 zog er nach Dehlingen. Schwer war dem Neffen die Trennung; sein bester Trost war, daß er bei meinem Großvater, Pfarrer Jonas Böckel, nun wohnen sollte, folglich mit seinem ersten, innig geliebten Freunde, Eugen Böckel, vereint wurde. Aus jener Zeit stammen seine ersten Verse, worin sich ein glühendes Bedürfnis nach Freundschaft ausdrückt. Er schrieb selbst darüber in seinem Tagebuch (31. Dez. 1826): „Ich weiß nicht, war es ein göttliches Geschenk, welches mir so süße Liebe zu meinen Freunden in den Busen goß; ich war ruhig, ich war glücklich im Kummer, wenn Eugen mich so redlich anblickte, ohne Falsch; ich fühlte mich für Freundschaft, für alles Hohe und Erhabene begeistert; es zündete die Gottheit in meinem Busen eine heilige Fackel an. Dank, o ewig Dank für diese seligen Stunden!"

Von nun an blieb er in regem Briefverkehr mit dem Oheim, und in diesen vertraulichen und ausführlichen Briefen entfaltete sich so recht sein ganzes reiches, immer wachsendes inneres Leben. Manchmal klagt er, so lange er im Gymnasium ist, daß er nicht vorankomme, daß man nicht mehr dort heraus-

hole als man hineinbringe, daß manche Lehrer ihrer Wissenschaft nicht mächtig sind oder sie handwerksmäßig betreiben und den Schülern raten, nur immer Französisch und Mathematik zu treiben, damit sie zu Brot kommen. Dagegen empört er sich und meint (4. Jan. 1827) solchen Leuten sei die Wissenschaft nicht „die himmlische, hehre Göttin, die den Geist nährt und begeistert und nach dem Einen was Noth, ist, streben läßt. Ich würde mich geschämt haben, irgend einem Menschen solches zu sagen, und die Steine auf der Straße hätten mich erröthen gemacht, wenn ich je einen solchen elenden Zweck gehabt hätte. Wie wenig ingenium mir auch zu Theil geworden sein mag, ich will das Wenige nicht schändlich vergraben und unwürdig anwenden. . . . So gern ich die französische Sprache treibe, so verhaßt ist mir das französische Versezimmern, welches mir ungeheuere Zeit raubt und dennoch zu keinem Nutzen führt, und zu meinem größten Verdruß wird dieses zeitverderbende Geschäft alle 14 Tage erneuert, und noch dazu in der Zeit, da man mit allem Fleiße, den Grund der alten Sprachen legen soll.“ —

Oefter noch sind seine Briefe voll trüber Selbstanklage; Schlaffheit und Trägheit haben sich seiner bemächtigt, die ihn mißmutig machen, ihn Alles schwarz sehen lassen. Liebe und Freundschaft sind ihm unentbehrlich, und er meint oft sie bei den anderen zu vermissen, trotzdem er gesteht, daß die Schuld auch an ihm selbst liegen müsse, denn „ich hatte freilich schon oft Gelegenheit, meine allzugroße Offenheit zu bereuen, aber ich kenne nichts Qualvolleres, als in beständigem Mißtrauen zu sein, beständig Schildwache zu stehen. Ich weiß wohl, Sie werden sagen: media via sola tutissima. Wohl, aber ich weiß nicht, bis jetzt gefällt es mir noch recht gut in dem ersten Extrem.“ (19. Febr. 1829.) — Aber die größte ewige Klage,

die sich später noch während der ganzen Studienzeit erhebt, das ist die „Schwindsucht des Beutels, der anhaltend in den letzten Zügen liegt“. Das Geld geht ihm durch die Hände, er weiß nicht wie; die Kleider sind ganz abgetragen, er kann der zerrissenen Hosen wegen keine Einladung zum Mittagessen annehmen; die Stiefel haben keine Sohlen mehr. Wenn er nur Gelegenheit bekommen könnte, Stunden zu geben! Er will sich naturalisieren lassen, denn „hier thut man nur Etwas für die Landeskinder. Ich möchte manchmal Wochen, Jahre lang mich einschließen, daß ich keinen Menschen mehr sähe.“ Mehrmals ändert er die Wohnung, nimmt ein Dachzimmer für 6 Francs den Monat, läßt sich der Billigkeit wegen das Essen kommen, statt den Tisch der Hausfrau zu teilen. Morgens Milch und ein Soubrot; das Mittagessen für 8 Sols; abends wird das übriggebliebene Fleisch oder ein Hering verzehrt. Von diesem Dachzimmer aus weckte er die gegenüber wohnenden Freunde mittelst eines alten Kuhhorns. Die Freunde hatten ihn darum gebeten, da er selbst im strengsten Winter regelmäßig schon um 4 Uhr morgens Licht hatte. Diese Liebesdienste hörten erst nach mehreren Wochen auf, als die Nachbarschaft sich polizeilich über den Nachtruhestörer beklagte. Stunden zu geben widerstrebte ihm ganz besonders: „Meine Zeit, die kostbarste Zeit meines jetzigen Lebens, das einzige Gut, das mir die Vorsehung gab, die kann, die will ich nicht hingeben für die einzige Erhaltung meines Körpers, dieweil der Geist mehr ist denn der Körper und weil ich nicht zum Verräther an mir selbst werden will.“ —

Doch Not bricht Eisen; er bequemt sich, täglich eine Stunde zu geben: „Unter 5 Fr. (monatlich),“ schreibt er, „werde ich sie nicht geben, aber Eugen hat mir schon gesagt, daß 3 Fr. das nec plus ultra sein würde; für 3 Fr. gebe

ich keine Stunde!“ — Er gab sie aber doch. — Das Jahr 1829 war für ihn das traurigste der bisher verlebten, hauptsächlich wegen eines Zerwürfnisses mit seinem Freunde Böckel, der ihm eines Tages erklärte: „Er könne ihm nicht leisten, was von ihm gefordert werde, er könne ihn nicht intimer behandeln, als alle anderen Freunde.“ — Wilhelm schreibt darüber an den Onkel (Febr. 1829) zwei Briefe, die charakteristisch sind für die düstere Stimmung, in die er versetzt wurde. Er schließt mit den Worten: „Ein Teufel hat das Band unserer Liebe zerrissen! Ihr trostloser, unglücklicher Wilhelm.“ —

Dies war für ihn der trübste Winter; er war öfters unpäßlich, sogar ernstlich krank an Fieber und Blutspeien. Die Kälte war grimmig; acht Tage hielt er ohne Feuer aus, dann entlehnte er bei seinem lieben Lehrer Lachenmeyer Geld zu einem Ring Holz, nachdem er zuerst den Tag über die Beine in seine Kissen eingewickelt und die Bettdecke wie einen Luthermantel umgeworfen hatte. Und dabei klagt er, daß jedermann ihn für einen begüterten Studenten halte!

Er macht sich zum Grundsatz, jedermann zu helfen, aber ohne auf Gegenhülfe zu hoffen; es fällt ihm zentnerschwer auf's Herz, einen Unglücklichen auf der Straße zu sehen: „Das ist dein Vater, das ist deine Mutter; jetzt bist du ein Jüngling, du solltest Rath bringen!“ — Nochmals denkt er lange nach, wie er sich eine Privatstunde verschaffen kann, „hat aber noch über keinen Gegenstand so fruchtlos nachgedacht“. Der Oheim, an den diese Herzensergießungen ergehen, wirft ihm Schwermut, ungerechtfertigte Melancholie vor, läßt es an gutem Rat nicht fehlen und schickt ihm Geld: er soll haushalten, soll bedenken, wie glücklich er ist gegen andere, wie es wäre, wenn die Hülfe des Onkels fehlen würde; er soll sich einschränken, was Kleidung und Vergnügen betrifft, dann geht

das Geld nie aus. „Halte Dich zu alten Studenten; durch Nachdenken allein wirst Du schwerlich eine Stunde erhalten; auch wäre ein Hut für 20 Fr. nicht nothwendig gewesen; ein Studentchen kann mit einer Kappe und sonst reinlich gekleidet gehen; es ist auch Mangel an praktischem Sinn, den einzigen guten Rock im Hause anzuziehen, anstatt sich ein Wämmschen anzuschaffen." — Er rät zur Versöhnung mit Böckel; er, Wilhelm, solle sich den schönen Freundeskreis erhalten, er solle bedenken, was ein intimer Freund einem sein kann, besonders im fremden Lande. Durch Kenntnisse, aber hauptsächlich durch liebevolles Betragen, solle er sich die Leute gewinnen. Straßburg müsse seine Heimat werden.

Nach wenigen Monaten war das alte Verhältnis mit dem geliebten Freunde inniger denn je hergestellt, um bis an sein Lebensende nie wieder ernstlich getrübt zu werden. Aus jener Zeit erwähne ich nur noch den Besuch, den er nach fünf Jahren, zum ersten Male wieder, im Herbst 1827 der Heimat abstattete; er machte zugleich einen Ausflug nach der Ebernburg. Bezeichnend für seine schon damals fromme und begeistert protestantische Gesinnung sind folgende Verse des noch nicht 18jährigen Jünglings:

Auf den Trümmern der Burg

Franz von Sickingen's,

oberhalb Landstuhl in einem unterirdischen Gewölbe. 1827.

„Alter Heldengeist erscheine,
Der Du kräftig muthig einst gekämpft
Für die deutsche Freiheit und die Deine,
Oft der Zwietracht Gluth gedämpft!
Ja, einst schrittest Du in diesen Mauern
Kampfbegierig stolz einher,

Jeden Gram verscheuchend, jedes Trauern,
Nahmst das Schwert zur Hand und nahmst den Speer,
Und Dein Heldenarm schlug sie darnieder,
Welche Dich bedrohet und das Vaterland:
Blutbedeckt und siegreich kehrst Du wieder
Mit der Siegesfahn' in Deiner Hand,
Und Dein stolz erhöhtes Schloß ertönte
Von Trommeten Schall und von der Pferde Huf!
Ach! Franz Sickingen, steig' Du hernieder!
Bring' den alten Heldengeist zurück,
Daß erwachen uns're Freiheitslieder,
Daß in jedes Jünglings Blick
Strahle neuer Muth und neues Leben,
Daß der deutsche Name sei geehrt.
Du nur hattest deutschen Muth. Du kannst ihn geben:
Großer Gott! Des Jünglings Bitte sei erhört!"

Von jenem Besuche schreibt Bruder Johann an den Oheim: „Wie sehr hat uns Wilhelm gefallen! wie er weit ist! und hauptsächlich mit welcher treuen, mehr als kindlichen Anhänglichkeit er Ihnen zugethan ist! Mit solchen Augen pflegt nur die sittsame, verständige Jungfrau den Geliebten ihres Herzens zu betrachten. Mein lieber Onkel, theuerster bester Freund, wie sehr wir Sie ehren, lieben und achten, wie oft wir am Tage und am Abend Ihrer freudig gedenken, und wie dieser Gedanke die trüben Stunden unseres oft mühevollen Lebens sanft rührend zu erheitern vermag!" —

Mühen und Sorgen fuhren fort, auf Wilhelm während seiner akademischen Studien zu lasten; und was nicht wenig dazu beitrug, seine pekuniären Schwierigkeiten zu erhöhen, er legte schon damals den Grund zu seiner wertvollen Bibliothek. Trotz allen Widerstrebens mußte manche Zeit auf den sauren Erwerb verwendet werden, die dann durch Nachtarbeit eingeholt werden sollte. Dabei schrieb der Bruder, daß es daheim

(1830) nicht besser bestellt sei; sie seien eher zurück als voran gekommen. Wohl ermahnt er den Klagenden: „Groß ist die Macht des Schicksals, aber größer der Wille des Menschen, der entschlossen ist unterzugehen oder die Hindernisse hinwegzuräumen; aber bewahre rein die kindlich reine Seele. Nur dadurch, daß Du etwas ganz Vorzügliches in intellectueller und moralischer Hinsicht leistest, kannst Du in der Welt zu Etwas werden, und freudig muß man Alles, selbst das Leben, an die Erreichung des einmal gesteckten Zieles setzen." — Aber eine Stütze konnte dem Jüngling der ältere Bruder nicht mehr sein; der eigene Lebenskampf wurde zu schwer. „Ich stehe am Rande der Verzweiflung", schreibt Johann im Frühling 1830; „wie hat selbst unser guter Onkel bei einer offenherzigen Schilderung unserer Lage dem gebrannten Kinde Vorwürfe gemacht, daß es dem Feuer zu nahe gegangen. Ich habe weit mehr gelernt, als ich in zehn Jahren meines Lebens hätte lernen können: dahin ist der süße Glauben an Wesen, die mein Traum gebar! Wenn das Vertrauen auf Menschen wiederkehren will in meine Brust, möge diese Erinnerung ihm den Eingang verbieten; wenn ich in einer Anwandlung von Schwachheit Gefahr laufe, dem Interesse Anderer den eigenen Vortheil aufzuopfern, so möge sie es sein, die mich zurückhalte. Laß, Vater, die Stunde nie wiederkehren, wo ich wegen meiner und der Meinigen Erhaltung flehend die Hände aufheben soll zu den Menschen!" Und mit der nun ihm eigenen Bitterkeit setzt er hinzu: „Siehe, mein Lieber, so gehen die Menschen vorwärts!" —

Wilhelm fühlte den Schlag, aber er unterlag ihm nicht. Er erhob sich an einer neuen Pflicht. Von nun an ist's an dem jüngeren Bruder, die anderen aufzurichten: „Dem Golde gräbt man nach auch durch Felsen," schreibt er dem Bruder zurück. „Erreicht man auch das Ziel nicht, so hat man doch

den Willen dazu gestählt und hat sich diesem Ziele genähert." Sich selbst erhält er unverrückt den frommen, freudigen, begeisterten Sinn für alles Schöne und Gute. Obgleich seine beschränkten Mittel ihm manche schöne Hoffnung nehmen, rauben sie ihm nie die Freude an dem Glücke anderer. „Wenn Gemeinheit und Niederträchtigkeit der Gesinnung das Resultat meines Studiums sein sollte", schreibt er schon 1829, „so wollte ich heute noch dem Forschen nach Wahrheit, dem Liebsten, das ich mir erwählt, entsagen, um meine Würde als Mensch zu behaupten, und sei es auch in dem untersten Stande." Es war ihm schmerzlich, als die anderen Freunde auf auswärtige Universitäten zogen, ohne daß er mit ihnen konnte, die Welt und die Menschen kennen zu lernen. Doch dafür blieben sie in steter Verbindung mit ihm, und ihre Reiseberichte kamen erquickend von Wien, Berlin, Göttingen, Paris und Neapel.

„Wie wäre ich mitten im Getümmel so einsam," schreibt er an Adolf Müntz (Februar 1830), „wenn ich Thucydidem und Tacitum und — dich nicht hätte, der du leider so entfernt bist! Die beiden großen Gestalten der Vorwelt sind jetzt meine Leitsterne, und das Licht unserer Freundschaft beleuchtet meinen nächtlichen Pfad. Wenn du mir schreibst, ermahne, schelte mich, daß ich des großen Ernstes meiner Lage bei Tag und bei Nacht immerwährend eingedenk sei!" —

Und neben dem Schweren lag vieles Gute und manche Förderung. Schon seit seinem vorübergehenden Zerwürfnisse mit Eugen Böckel stand er mit Eduard Cunitz in engem Bunde, der sich durch die innere Aehnlichkeit ihrer einsamen Lage und dieselbe Liebe für dieselben Studien immer inniger und fester gestaltete. Auch im Hause des Professors Herrenschneider, wo er, durch seinen Onkel eingeführt, gleich von Anfang an so herzlich aufgenommen wurde, fand

er die treuste und aufrichtigste Liebe. Beide Frauen dieses Hauses, Regina Charitas Stuber, Tochter von Joh. Georg Stuber, des Vorgängers Oberlin's im Steinthal, — und ihre Nichte Luise, Tochter des verehrten Professors, nahmen sich seiner mütterlich an und ließen es nie an zarter Fürsorge, erhebender Aufmunterung oder hochherziger Mahnung für ihn fehlen.

Immer fester und klarer gestaltete sich sein Entschluß, sein Ziel in die Pflege der Wissenschaft und in das akademische Wirken zu setzen. Seinem lieben, zum Freunde gewordenen Lehrer Lachenmeyer verdankte er seine Vorliebe für das Studium der klassischen Philologie, die ihn immer mächtig anzog. Neben diesen war es Professor Redslob, der am meisten auf sein Gemüt einwirkte.

Darüber spricht er sich in einem Briefe an den Oheim (Dezember 1828) im Zusammenhang mit anderem aus: „Ganz Straßburg ist in Unruhe und Bewegung und beschäftigt sich mit dem neuen katholischen Redner, der seit einigen Tagen die Kanzel besteigt. Ein Mann, der wie ein Lavastrom alle Zuhörer mit sich reißt, von dem man nicht weiß, soll man ihn als einen Wahnsinnigen oder einen Begeisterten halten, mit einem Wort: Professor Bautain, der schon längst die Tonsur erhalten, die ich selbst gesehen. Jetzt darf man nicht mehr fragen: kann auch ein Mohr seine Haut ändern oder ein Panther seine Flecken? Allerdings — denn ein freier, unbefangener gelehrter und denkender Mann kann nie Pfaff werden! Alles strömt in die Kirche, Jünglinge hauptsächlich von beiden Confessionen, denn auch gewisse Lehren der katholischen Kirche scheinen nicht absurd, weil er sie sagt. Auch ist unter den seichten, ja unter vielen besseren Köpfen der Ton entstanden, daß wer gebildet ist, sich an das Fran-

zösische halten und alles vorziehen muß, was darin vorgetragen wird, wenn schon sie selbst nichts davon verstehen oder wenn das Vorgetragene sogar Abgeschmacktheiten enthält. Selbst gute Köpfe lassen sich durch das Wortgeklingel irre leiten! Deutsch gesagte Wahrheit und Innigkeit verlacht man, c'est de l'allemand! Letzthin las ich in einer Zeitung, in der man sich über deutsche Philosophie lustig machte: qu'il est presque impossible de déraisonner dans la langue française! Das heißt doch scharfsinnig geurtheilt, aber eine französische Absurdität bewundert man. Täglich habe ich dieses Aergerniß, indem ich unsern großen und genialischen Psychologen Redslob nur spärlich besucht sehe, mit seiner lebhaften einzigen Darstellung und seinen tiefen Gedanken. Sie verstehen ihn nicht und sind nicht werth ihn zu verstehen. Ich treibe indeß zu ihm, wenn ich immer kann. Hr. Lachenmeyer liest uns Ciceronem! das ist ein Collegium, das mir immer in der Seele wohl thut, eine Gründlichkeit und eine Freude, mit der er es betreibt, gab mir noch einmal so viel Lust zum Lateinischen, als ich hatte. So habe ich noch nie Philologie treiben sehen, auch hat er ein sehr großes Auditorium, das sich eher vermehren als vermindern wird. Die Luft, die uns umgibt, ist klar, aber klarer noch seine Erklärungen." —

Begeistert schreibt er später (Juli 1830) seinem Freunde Adolf Müntz, nebst Bergmann der ältesten einer, nach einem Fackelzuge, den die Studenten dem hochverehrten Redslob darbrachten: „Es hat mich diese Scene so gerührt und gehoben! wir waren Alle ein Herz und eine Seele! Ich brachte auch ein: Es lebe der Lehr . . . Da war mir die Kehle wie zugeschnürt, ich wollte sagen: Es lebe der Lehrer echter Humanität und aufgeklärten Christenthums! Ich stockte, man lächelte, ich half mir durch ein: Es lebe der Lehrer hoch!

heraus; wie konnte ich auch mit so beklemmtem Herzen einen so großen Satz hervorbringen? Nie hat mich ein Gesang so ergriffen, ich hätte selbst Thränen vergießen können. In dem Strom, von dem ich hinausgetragen wurde, mußte ich oft hören: „Wer mag das gewesen sein, der so stecken blieb?" Was mich tröstete, war, daß ich auch einmal sagen hörte: „Man hat es wohl gemerkt, daß es Keiner war, der sich vordrängen wollte, sondern dem das Gefühl die Sprache versagte." . . . . Ach, mein Lieber, giebt es etwas Größeres, etwas Schöneres als geliebt zu sein und so geliebt zu sein!" —

3. Aus der Straßburger Lokalchronik. 1829—1842.

Gelegentlich des Gerüchtes, daß Pfr. Härter die Pfarrstelle an der Neuen-Kirche ablehne, schildert Baum dessen feierliche Einführung durch Redslob im Jahre 1829 und setzt hinzu: „Das Andenken Dr. Blessig's, des großen Kirchenmannes, seines Vorgängers, wurde von Redslob und Härter mit Enthusiasmus erneuert. Härter sprach mit Bescheidenheit und Würde, die oft durch großes Feuer gesteigert wurde, über den hohen freudigen, aber auch schweren Beruf eines Zeugen der Wahrheit. „Er hat gar zu schön gepredigt! aber er ist auch so schön!" hörte ich an manchen Orten sagen. Er wird seine liebe Noth mit Manchen bekommen. . ." —

In demselben Briefe, der dann zu anderem übergeht, heißt es weiter schalkhaft lebhaft: „Da muß ich Ihnen etwas melden, das man aber nur auf französisch erzählen kann. Miraculum! Der Panther ändert seine Flecken, der Mohr seine Haut! Il

y a quelques semaines qu'a eu lieu dans Paris la chose la plus miraculeuse, la plus merveilleuse, la plus étonnante, dans Paris on a donné, devinez quoi! on a donné en langue allemande une pièce appelée der Freyschütz, et, chose inouie, les Allemands y ont fait la plus grande fortune, dans les sociétés les plus nobles, on ne parle plus que du Freyschütz, de la Zauberflöte, et de je ne sais quoi encore." —

Ebenso hinreißend wie die Mozart'sche Musik in Paris wurde im Jahre 1831 Paganini in Straßburg aufgenommen: „Der neue Orpheus Paganini ließ heute Abend sein Wunderspiel im Theater ertönen. Ich habe die 2 Fr., welche das Parterre kostete, entlehnt und mich, den Nichtmusikus, würden 10 Fr. nicht reuen, wenn ich sie für einen solchen Genuß hingegeben! Er ist ein Mann in Manieren so unbeholfen wie B., aber Künstler in der höchsten Bedeutung, die man in dies Wort legen kann. Eine Krone wurde ihm zugeworfen, und, unter dem Beifallrufen von gewiß beinahe anderthalb Tausend Menschen, dem Zaubermanne aufgesetzt. Er wurde mehreremals mitten in seinen Phantasien unterbrochen durch einen Krampf in der linken Hand. Mit der linken Hand spielte er auf der Violine Guitarre und auf derselben Violine accompagniert er sich mit dem Bogen und machte sonst noch Sachen, die ich als Laie in der Musik nicht verstanden, die aber unsern Musikdirektor Hrn. Berg und die größesten Kenner und Freunde in eine verzweiflungsvolle Extase brachten, so daß sie ihre Instrumente nicht mehr ansehen können, viel weniger darauf spielen. Dieser Mann hat sich seit kurzem einen europäischen Ruf erworben, weil er ein Instrument, auf dem täglich viele Tausende herumkratzen, als Genie zu benutzen weiß. Von ihm gilt was Schiller sagt: „Am Gebildeten nur

darfst du, Nachahmer, dich üben, selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist", dem Genie nämlich." —

Ziemlich harmlos, beinahe belustigend, scheint sich in Straßburg der Regierungswechsel im Jahre 1830 vollzogen zu haben, welcher in der Person des wenigbeliebten Königs Karl X. die Dynastie der französischen Bourbons endgültig bei Seite setzte. In den ersten Tagen der Revolution, am 31. Juli 1830, schreibt Baum: „Nachdem man erfahren, daß der Präsident des obersten Gerichtshofes zu Paris gegen die Ordonnanzen* Karls X. eine andere erlassen, welche die des Königs als gesetzwidrig erklärte, versammelte sich eine große Menschenmenge, um den Kurier aus Paris zu erwarten. Er kam am 28. Juli an, hatte alle Knöpfe und alle königlichen Wappen von seinen Kleidern gerissen; wo die Lilien gewöhnlich angebracht sind, war die malle-poste mit Säbelhieben ganz verhauen. Man fiel über den Kurier her, nahm ihm fast gewaltsam alle Zeitungen, sogleich stürmte man mit ihnen auf die Kaffeehäuser, und dort wurden sie öffentlich vorgelesen.

„Als ich soeben im Hofe der Academie stand, warfen Einige die Büste des Königs herab. Kaum 10 Minuten darauf war der Pedell bei Hrn. Bruch, zeigt an, es seien Studenten gewesen; dieser ganz wild in's Kloster (Wilhelmitanum) zu Jung (Pädagog), sie Beide zu Cuvier; morgen wird deswegen große Untersuchung im Conseil académique sein. Es war kein Theologe wie Hr. St. Venant beargwöhnte; wahrscheinlich werden Alle die anwesend waren, als Zeuge erscheinen müssen. Das ganze Verfahren ist eine große Dummheit, denn es geschah nur aus Dummheit.

* Durch eine dieser berüchtigten Ordonnanzen wurde die Freiheit der Presse vollständig aufgehoben.

„Hr. Silbermann, Redakteur des Courrier du Bas-Rhin, war gestern beim Präfekten, der ihm nicht erlaubte, seine Zeitung zu drucken, widrigenfalls ihm seine Pressen zerschlagen würden. Er aber fing demohngeachtet an, und von 8 bis ½ 10 Uhr, während welcher Zeit wir, zu ich weiß nicht wie viele, uns im Hofe zusammendrängten, erschienen bei 600 Exemplaren. Man lief durch die Straßen: des journaux! des journaux! vive la presse! etc.

„Gestern auch versammelte General Castex die Vorgesetzten der Garnison: Ob er sich im Nothfall auf sie verlassen könne? — Außer einigen, wie man sagt, antworteten Alle: Monsieur, nous combattons contre les ennemis, mais non contre les citoyens.

„So läßt man Hrn. Silbermann in Ruhe. Die Behörden thun keinen Schritt und benehmen sich hierin sehr klug; es herrscht hier große Einigkeit.

„Alles ist in den bängsten und ängstlichsten Erwartungen: wo man geht, sieht man die Leute zusammenstehen; auf dem Broglie ungeheuer viele Offiziere, selbst Colonels, die heftig mit einander sprechen. Der Kurier von Paris soll um 4 Uhr ankommen, dann erfahren wir, ob der König im In- oder Ausland ist, was wegen der Heiligen Allianz alles entscheidet. Auch hier hat sich schon eine Garde Nationale gebildet, die bereit ist, jeden Augenblick aufzubrechen. Es liegt noch auf Allem ein undurchdringliches Dunkel, die Sache kam zu schnell, zu unerwartet und der Schlag war zu groß. Die Zeitungen fangen jetzt an zu erscheinen und diese sind ja die Blasbälge, welche ein Fünkchen zur Flamme machen. Nächstens mehr, wenn man weiß ob der Vulkan ausbricht oder nicht; bisher waren es nur Erschütterungen.“ —

Nachdem Louis-Philippe, Herzog von Orléans, als erster

roi des français, nach einigen bangen und blutigen Tagen von der provisorischen Regierung in Paris eingesetzt war, wurde er auch in Straßburg ohne weiteres anerkannt und erwarb sich eine lebhaftere persönliche Sympathie bei der Straßburger Bevölkerung. Aus den Berichten über verschiedene Besuche des Königs oder seiner Söhne in Straßburg, hebe ich einige Stellen heraus (1831): „Der Prunk war nicht so groß als du temps de la flatterie bei dem Hiersein Carls X., aber weit mehr Herzlichkeit; besonders gewann der König die Herzen des Landvolks indem er deutsch mit ihnen sprach. Dies wirkte mehr als man gewöhnlich glaubt. Auch ich, der ich in den letzten Zeiten etwas gegen den roi citoyen eingenommen war, habe ihm wieder meine alte Liebe zugewendet. Er ist ein wohlbeleibter oder vielmehr besetzter Mann, der väterliche Güte in seinen Zügen zeigt, so wie in seinem äußerst einfachen und gefälligen Benehmen. Ich hatte mehrere Male Gelegenheit, ihn lange ganz nah und fast von Angesicht zu Angesicht zu sehen; er war von der Sonne außerordentlich verbrannt; ich hatte mir fest vorgenommen meinen Mund nicht zu einem Vive le roi aufzuthun, da ich vor zwei Jahren so getäuscht worden. Aber da ich ihn in der Academie, wo viele Kunstwerke ausgestellt waren, lange sah, so riß auch mich der Enthusiasmus hin. Seine Söhne sind beide feine, wohlgewachsene junge Leute; der Aelteste ist, was sich bei einem Jüngling von solchem Stand und Alter erwarten läßt, etwas stolz, jedoch liegt viel Edles in den Zügen. Das Gefolge war sehr glänzend, die Reisegeräthschaften aber äußerst einfach, sowie auch der König, in Uniform der Pariser Nationalgarde, äußerst einfach erschien. Vor allen zog unter dem Gefolge der Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, meine Aufmerksamkeit auf sich. Man sieht ihm vollkommen den alten Kriegsmann an, der in

den Cent jours eine Armee wie aus der Erde entstehen ließ und der unsere jetzige Armee mit unglaublicher Thätigkeit in einen kräftigen Zustand gesetzt hat. Er ist hager im Gesicht, aber aus den kleinen Augen sprüht gewaltiges Feuer.

„Mit den deutschen Fürsten, die hier waren, mit dem Großherzog von Baden und dem König von Württemberg sprach der König oft deutsch. Man bezeugte sich öffentlich sehr viele Freundschaft. Es war eine ungeheure Menge Deutscher hier und eine zahllose Menge Studenten von allen Farben. Die Deutschen waren um 10 pr. cent. mehr Enthusiasten als die Franzosen selbst. besonders die Damen, die großen Gefallen an unserm schönen König fanden." —

„Der Aufenthalt des Herzogs von Nemours, nach dem tragischen Tode des Herzogs von Orleans," schreibt Baum 1842, „hat eine Bewegung in die Eintönigkeit unseres Lebens gebracht. Die Protestanten haben sich hier wieder als wahre Protestanten benommen, d. h. eckigt und scheckigt. Türkheim, Präsident des Oberkonsistoriums, sagte, als wir en costume im Auditorio versammelt waren, es werde eine stumme Reception seyn. Man begab sich in die Mairie, wo sich alle Corps ebenfalls en grand costume versammelten, von dort gings en cortège in die nahe Stadt Paris, wo der Prinz logierte. Die abgeschabten, theils kurzen, theils langen, theils schwarzen, theils röthlichen Schwalbenschwänze oder Mäntel nahmen sich sonderbar aus. Dort warteten wir in einer gräulichen Hitze von vier bis fünf Uhr, endlich kam er. Noch eine halbe Stunde Wartens, endlich hieß es: Le Clergé. Der Bischof winkte den Seinigen und stieg hinauf, und Türkheim schwätzte, anstatt dem Bischof zu folgen und uns nachzuziehen, denn es hatte ja geheißen le Clergé im allgemeinen, worunter auch wir begriffen waren. So blieben wir denn stehen, der Adjutant

hatte uns nicht mehr speziell auf der Liste, noch eine halbe Stunde wartend, und als Academie und Collège schon vorbei waren, bemerkte man zum großen Erstaunen, daß der protestantische Clerus noch unten stehe. Wir wurden gerufen, welches aber war Türkheims Schrecken, als er sah, daß man allerdings den Prinzen anredete! Er lispelte etwas, das ich nicht verstand, das nicht einmal Kammerer verstand, der doch neben ihm war. Der Prinz, ein hagerer doch männlicher Blondin und (was selten ist) viel schöner als das gewöhnliche Portrait, in Generallieutenantsuniform, rothen Hosen und blauem, ziemlich verschabtem Frack, von dem glänzenden Generalstab umgeben, den Hut halb unter dem Arme in etwas genirter, doch eleganter Stellung, antwortete laut und vernehmlich: C'est une douce consolation pour le coeur de mon père, ce que vous venez de me dire de la part du clergé protestant, je vous remercie des sentimens patriotiques et de consolation que vous venez de m'exprimer pour moi et pour toute ma famille, und überdem quollen ihm große helle Thränen aus den Augen. Türkheim lispelte ebenfalls wieder, unhörbar und wie ich glaube, selbst für den Prinzen unvernehmbar, wie zuvor; wir machten unsern respectuösen Knix und gingen langsam vorüber. Es versammelte sich sogleich eine Anzahl Neugieriger vor dem Hotel. Abends war große Tafel, wo natürlich der junge Mann wiederum die honneurs machen mußte. Er zeigte sich freundlich am Fenster und unterhielt sich mit jedermann, der zur Tafel geladen war.

„Des andern Tages Sonntags Morgens großes Schlachtmanöver auf dem Polygone, Nachmittags großes Schiffsmanöver auf dem Rhein. Diesem Spectakelstück war ich auch nachgezogen. Auf beiden Ufern war fast so weit das Auge reichte, bei einer afrikanischen Hitze, eine zahllose Menge Zuschauer gelagert. Bei

jetzt so reißendem und großem Schneewasser wurde mit einer bewunderungswürdigen Präcision und Schnelligkeit die schönste und solideste Schiffbrücke über den Rhein geschlagen. Der Prinz an der Spitze des Generalstabs gieng langsam darüber, ich hatte das Glück, ganz nahe dabei zu sein, da ich mit bekannten Damen mich unter die estrade geflüchtet hatte, wo Nemours stand. Als er dort ankam, wo eine Menge bürgerlicher Damen standen, lud er sie auf das höflichste mit dem Hute in der Hand ein, nur vorn auf die Bänke neben ihm und seinem Generalstab zu sitzen und ruhete nicht eher, bis sie ihm willfahrten. Als er auf dem andern Ufer badischer Seits anlangte, erscholl ihm ein herzlicher Jubelruf entgegen, denn der Großherzog von Baden und der König von Württemberg hatten ihre beiden Obergeneräle nach Straßburg zur Begrüßung gesandt. Beim Heimgehen habe ich, nachdem ich in Kehl umsonst einen Schoppen saueres Bier gesucht, so viel Staub geschluckt als niemals in meinem ganzen Leben, das Fahren der Omnibus und anderer Lohnkutscher und char à bancs war ganz toll und hätte in Paris nicht ärger sein können. Der Prinz bestieg mitten auf der Brücke ein Dampfschiff und fuhr in die Stadt zurück auf dem Neuen Canal, der vom Rhein in die Ill führt.

„Dienstags fuhr ich auf der Eisenbahn nach Schlettstadt, um dort in den Manuscripten der Bibliothek etwas nachzusehen. Auch der Prinz kam in einem besonderen Convoi dorthin, und dort kam ich mit Herrn Drion, dem Präsidenten des Tribunals, den ich kenne, in den Saal, wo er empfangen wurde, und dort sah und hörte ich ihn nach Gelüsten und Alles, was er zu den Civilbehörden und Soldaten sprach. Man sah, daß er die dreitägige Hatze von Herzen müde war und sich anstrengte, doch einem jeden ein vernünftiges Wort zu sagen, eine Frage an ihn zu richten. Der Präfect von Straßburg, welcher ihn begleitete, affectierte

eine große Intimität mit dem Prinzen und machte den Katzenbuckel noch größer, als er gewöhnlich schon ist. Es wurde ihm auch dort ein alter Diener vorgestellt, der, wenn ich nicht irre, noch einer aus der ägyptischen Campagne ist, der die Pyramiden gesehen; die Erscheinung vor dem Prinzen wirkte wie elektrisch auf den alten Mann, der seine Kappe unter den Arm nahm, und unwillkürlich die militärische Haltung annahm mit der umgekehrten Hand an der leise vorwärts gebeugten Stirne. Der Prinz unterhielt sich mit ihm, fragte ihn über seine Dienste aus und verhieß ihm Ehrenkreuz und Pension dazu. Eine Anecdote noch und dann das Ende. Als der Prinz auf den Polygone ritt, um dort die Musterung zu halten, wurde plötzlich ein keckes, holdseliges Mädchen mit einem schönen Strauß von Lebensbaum, Immortellen und Lorbeer auf den Schultern eines Gärtners herbeigetragen, und reichte dem Prinzen den Strauß mit dem Aufruf: Da! Der Prinz neigte sich lächelnd, nahm den Strauß mit herzlichem Dank, betrachtete ihn mit großem Wohlgefallen eine lange Weile und gab ihn dann seinem Adjutanten, der ihn wie ein Heiligthum vor sich her trug und sogar mit in die Stadt nahm. — Das Mädchen war das 7jährige Töchterlein eines Buchhändlers, dessen Familie im Sommer an der Polygone-Straße wohnt. Es war ein zierlicher Gedanke von den Alten, die enthusiastische Verehrer der königlichen Familie sind." —

Der von Persigny in's Werk gesetzte Versuch, die Soldaten der Finkmattkaserne für den Prätendenten Louis-Bonaparte zu gewinnen, mißlang am 30. Oktober 1836. Dieser sogenannte Straßburger Putsch endigte vor dem Geschworenengerichte mit der Freisprechung der Angeklagten. Baum's ernster Sinn für objektive Gerechtigkeit, als der Grundlage alles staatlichen Lebens, war davon auf's peinlichste berührt. Er schreibt:

„Doch sage ich immer zum Refrain: Je größer die Sünd, desto größer die Gnad; dies hat sich heute erst wieder ausgesprochen, und es scheint, daß diese Prinzipien leichten Eingang finden, denn die in der Napoleonsgeschichte verwickelten Officiere und sonstige Angeklagten sind von der Jury, welche meist aus Bauern bestand, freigesprochen und alsbald auf freien Fuß gesetzt worden, ja noch mehr, man brachte ihnen an dem Tage ihrer Lossprechung Abends eine Serenade in dem Gasthof de la ville de Paris und rief dabei: Vive l'empereur! Die Sache ist ein Skandal für das ganze Elsaß. Denn die Jury hatte nicht zu urtheilen, ob die Regierung mit Recht oder Unrecht den Louis Bonaparte fortschaffte, sondern nur: sind die Angeklagten schuldig oder nicht. Sie selbst gestanden ein, sie seien Verschwörer, folglich schuldig, aber die Jury sagt: Ihr habt Euch geirrt, ihr seid eigentlich unschuldig. Nicht leicht hat mich eine öffentliche Angelegenheit mehr entrüstet als diese, auch theilen dieses Gefühl alle diejenigen, welche nur noch etwas Sinn für Recht und Gerechtigkeit in ihrem Herzen bewahren, aber die tolle Straßburger Bierklasse, die wird nie zum Verstand kommen." —

4. Die Anfänge des Wirkens. 1834—1843.

Liebe zu Gott und den Menschen war der Grundton von Baum's Wesen, das Geheimnis seines Wirkens und seiner Macht über die Gemüter. Als er im Oktober 1834 als Unterpädagog in das Studienstift St. Wilhelm eintrat, um später Anno 1836 als selbständiger Vorsteher dessen Leitung zu übernehmen, da fing erst seine eigentümliche Art der

Einwirkung auf die Jugend und damit seine Wirksamkeit an: Herzen gewinnen, Strauchelnde retten, raten, warnen, helfen überall wo es Not that, nicht bloß in Worten, sondern mit der That und mit schonungsloser Aufopferung seiner selbst, das war die Aufgabe, die er vor allem zu lösen verstand; und dabei wußte er immer wieder Glaube, Mut und Begeisterung für die höheren Ideale der Menschheit zu wecken und zu fördern, wo sie in Gleichgültigkeit, Entmutigung oder gar Verzweiflung zu Grunde gegangen waren.

„Die erste Zeit meines Amtes," schreibt er, „nahm mich ganz in Anspruch, um mich mit dem sehr Kleinlichen bis in die Details der Küche und des Kellers vertraut, und die offenbar nöthigen Aenderungen zu machen. Auf dem Wege des Gaumens und des Magens suchte ich gleich anfangs die Zufriedenheit meiner Untergebenen und mitunter auch meine eigene zu befestigen, indem ich ohne mehr Geld auszugeben, die herzlich schlechte Kost in ein bürgerliches Mahl, mit erfreulicher Abwechslung und sorgfältiger Zubereitung, umwandelte, worin mir der alte Papa Herrenschneider redlich beistand und unbarmherzig über die Köchin hergefallen wäre, wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte. Auf Disziplin, Ordnung, Reinlichkeit halte ich streng, doch ohne Pedanterie, so daß ich auch mit dem rohesten nicht Ursache habe sehr unzufrieden zu sein; ich ermangle aber auch nicht den Leuten oft zu wiederholen, daß dies nur die Außenwerke, die ἔργα τοῦ νόμου sind und daß wir es dahin bringen, daß wir gerne und aus Liebe zur Wissenschaft studiren. Im Ganzen habe ich gesehen, daß es viele Leute giebt, die die Freiheit nicht ertragen können, sondern denen es wohl thut, nicht allein im Herzen, sondern auch in der Kniekehle und in der Ferse, wenn sie in der Furcht erhalten werden." —

Auch hier drohten Baum die pekuniären Schwierigkeiten noch manchmal zu überwältigen, samt den Hindernissen, die ihm von verschiedenen Seiten bereitet wurden, und den Anfeindungen, die ihm sein offenes, thatkräftiges und deutsches Wesen zuzogen. Mehrmals war er nahe daran, seine Stelle, so lieb sie ihm war, aufzugeben: „Ich gehe nach Paris," schrieb er am 14. Oktober 1835, „ich kann nicht mehr bleiben, sonst geht mir das bischen Geld durch die Finger, ohne daß ich mit dem besten Gewissen sagen könnte, wo es hingekommen, wie es denn leider schon gegangen ist, weil mir der ökonomische Takt ganz abgeht." An ihm bewährte sich auch das Wort: Geben ist seliger denn Nehmen.

Im Januar 1839 hatte er die Licentiatenthese (Origines Evangelii in Gallia restaurati) glänzend verteidigt. „Man hat mir einstimmig die Venia docendi ertheilt; ich werde daher sobald als möglich ein Collegium über neuere Profangeschichte anschlagen. Mit dem Allem ist aber noch wenig erlangt, und nachdem ich um die Lea gedient, werde ich auch noch um die Rahel dienen müssen!" —

Im Juni desselben Jahres wurde ihm zum zweiten Male in Paris eine Stelle, nämlich die vierte neu gegründete Pfarrstelle mit deutschen Predigten angeboten, doch siegte auch diesmal die Treue gegen seinen inneren Beruf und die Liebe zu seinen Straßburger Freunden über alle andern Wünsche und Ratschläge.

Der Druck seiner Abhandlung und die Habilitierung hatten aber viel Geld verschlungen; er schreibt an den Oheim am 7. September: „Die Nervenstärkung einer Erholungsreise ist mir unmöglich; das nöthigste Geld muß ich für den Buchhändler zusammenbringen, alte Schulden abzutragen, denn seit zwei Jahren habe ich für keinen Sol kaufen können. Weil

aber die Noth gar so hart an den Mann ging, so entschloß ich mich dieser Tage zu einem Emprunt forcé von 500 Fr., den mir Böckel mit seiner kräftigen und thätigen Freundschaft vermittelte, den ich in 10 Monaten durch die 50 Fr., die ich monatlich einnehme, tilgen soll. Ich hoffe zu Gott, daß ich nicht mehr so gar lange in dieser precären Lage bleiben werde; ich habe Ursache zu glauben, daß vor Ende dieses Jahres das Seminarium etwas thun wird und daß bis nächste Ostern ich dann auch meinen Auferstehungstag feiere, wenn der Stein vom Grabe gewälzt sein wird. . . . Daß ich unter solchen Umständen dennoch den Antrag der Pariser Pfarrstelle, den man mir zum zweiten Male machte, nicht gerade leichtsinnig ablehnte, daß mein Kopfkissen von manchem Hin- und Herdenken und Erwägen der Gegenwart und der Zukunft zu sprechen wüßte, wenn es als mein nächster Vertrauter aus der Schule schwatzen wollte, ist sehr natürlich. . . . . . Den Plan meines Lebens, meine Carriere wollte ich im 30. Jahre nicht mehr ändern; ich nehme getrost die Consequenzen meines Entschlusses auf mich, nämlich ein mühseliges Warten von vielleicht noch mehreren Jahren bis zu einer definitiven Anstellung und ein Leben wenig besser, als ich es bisher geführt habe; dabei aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, doch Muße genug um meinen wissenschaftlichen Arbeiten obzuliegen. Das sagen Alle, welche die Pfarrlage in Paris kennen, daß dort ein Pfarrer an wissenschaftliche Beschäftigung nicht denken darf. Mein Leben ist mir um Geld nicht feil; mein Ehrgeiz strebt wo anders hin. Auch muß ich sagen, daß die Freundschaftsverhältnisse, in denen ich nun hier einmal bin, von der Art sind, daß ich sie nicht zerreißen kann, ohne die Hälfte meines Lebens zu verlieren."

Er blieb in Straßburg. Trotzdem die Stadt schon seit

mehr als 150 Jahren zu Frankreich gehörte, hatte sie noch einen ausgeprägt deutschen Charakter, an dem die große Mehrzahl der Bürger zäh fest hielt. Baum's Anlehnung an deutsche Bildung und Wissenschaft war damals keine Ausnahme. Wie sehr sie der allgemeinen Gesinnung entsprach, mögen einige Worte von einem hochgefeierten Kollegen, Prof. Reuß, darthun, welche im Jahre 1838 in Straßburg öffentlich gedruckt wurden, ohne daß man Anstoß daran genommen hätte: „Das geistige Leben des Volkes ist sein Glaube, seine Religion, seine Gewohnheit, seine Sitte, sein Vergnügen, sein Fest, sein Lied, seine Wissenschaft, seine Geschichte. Wo das Alles fehlt, habt ihr keinen lebenskräftigen, organisch sich entwickelnden Körper, nur einen Leichnam; ihr möget wohl noch Soldaten daraus machen und Abgaben erheben, aber ihr dürft auch gleich Gendarmen, Polizeidiener und Geschworenengerichte verzehnfachen, wenn die Verwesung nicht euch selbst anstecken soll. Jene Lebenssäfte vertrocknen unausbleiblich und mit ihnen alles Bessere, Edlere, wo ihr den Zusammenhang mit der Vergangenheit unterbrecht, wo ihr dem Volke seine Sprache und Bildung stehlen wollt. . . . Die Noth und das Drängen der Gegenwart verfinstert das Andenken der alten Geschichten. Die alten Zeiten sind nicht mehr. Die alte Sprache zu reden ist fast eine Sünde geworden. . . . . . Wir reden deutsch, das Wort hat Anklang gefunden! heißt ja nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserm Glauben, Wollen und Thun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemüthlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus. Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur ein Volk; Schlachten

und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur, wer, unseres Ursprungs vergessend, um des eitlen Flitterstaats napoleonischer Lorbeern willen, noch jetzt im Liede die eiserne Ruthe küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an das Heiligthum unserer Nationalität legt. Politisch gesprochen sind wir Franzosen und wollen es bleiben. . ." — Aber:

„Deutsch müssen wir predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten. Nur unter dieser Bedingung sind wir treu und fromm, tapfer und freiheitliebend. Nehmt uns unsere Sprache — ihr erzieht euch ein Volk von Sklaven, denen ihr selbst nicht mehr trauen möget. Wir haben viel gegeben, viel geopfert; wir fordern Nichts zurück, wir wollen nicht einmal Abrechnung halten mit dem, was wir dafür erhalten haben. Aber das Uebrige sollen sie uns lassen. Unser deutsches Christenthum sollen sie uns lassen und unsere Prediger nicht in Paris dressiren wollen; unsern Kindern sollen sie's nicht wehren, in derselben Sprache zu uns zu reden, in welcher wir zu unsern Vätern und Müttern geredet haben; unsere Liederlust sollen sie uns nicht verkümmern, unsere Vergangenheit uns nicht aus der Seele reißen!" —

So dachte die Bürgerschaft Straßburgs und damit stimmte in seiner Art das Landvolk überein, dessen Sympathien König Louis Philippe mit Nichts so sehr erworben hatte, als daß er bei seiner Huldigungsreise deutsch mit demselben sprach.

Diesen Zusammenhang mit deutscher Art hat Baum in allen Stücken gepflegt und mit Ernst und Scherz verteidigt. So schrieb er einmal (22. Dez. 1853) einer Berliner Freundin bei Ueberreichung der elsässischen Dichtung „Pfingstmontag" von Arnold mit den Illustrationen von Schuler: „Ferner

bitten wir Sie, Cunitz und ich, doch ja nicht zu glauben, daß es vor 100 Jahren ein charakteristisches Wahrzeichen der Straßburger Jugend und löblicher Zünfte gewesen, die Strümpfe herunterhängen zu lassen, und dann daß unsere Vorfahren, die Herren Dreizehner und Einundzwanziger eines hochweisen Rathes solche Karikaturen gewesen seien, wie der Dichter zuerst, dann vollends wie sie der Künstler dargestellt, von den besseren Hälften und den Töchtern dieser alten Zeit gar nicht zu reden, von denen die einen als Megären und die anderen als verkleidete Grisetten erscheinen. In nur gar zu vielen Stellen ist das Bestreben des Dichters, alle nur erdenklichen Idiotismen in das Stück zu bringen, ein unübersteigliches Hinderniß für das Aufkommen der etwa noch vorhandenen Poesie gewesen. Arnold war eben kein Hebel, obgleich ich nicht läugnen will, daß einzelne gelungene Stellen in dem Buche seien." —

Von einer Reise in der Schweiz erzählt er dem Oheim, Okt. 1842: „Die alte Frau Professor Mercier in Neuchâtel gab mir Gelegenheit, selbst im Französischen ein bon mot zu sagen. Wir sprachen von Goethe, der großartigsten Erscheinung des Jahrhunderts in Deutschland. Sie fragte mich, ob ich nicht glaubte, daß auch Goethe selbst manchmal von der Gnade ergriffen worden (touché par la Grâce). — «S'il a été touché par la Grâce, je ne saurais trop vous le dire, mais ce qui est hors de doute, c'est que les Grâces ne l'ont pas seulement touché, mais nourri et bercé dès son enfance.» —

Einfach, doch merkwürdig genug war Baum's Leben bis jetzt verlaufen: 12 Jahre alt nach Straßburg gekommen, hatte er 1829 die Universität bezogen, 1833 sein theologisches Examen „mit Vorzüglichkeit" bestanden, und war seitdem als Leiter des St. Wilhelmerstiftes seinem Ziele unabläßig näher gerückt. Endlich, am Schlusse des Jahres 1839, wurde er zum Pro-

fessor extraordinarius ernannt, aber ohne Besoldung. Die Bestätigung der Ernennung ließ bis zum Sommer 1840 auf sich warten, so daß er noch im März dieses Jahres klagen konnte: „Ein Extraordinarius ohne Besoldung ist übler daran, als ein Ochs ohne Heu.“ Launig unterschreibt er den Brief: „Euer Professor extraordinarius, der, dem Protestantismus zum Trotz, zum Bettelorden gehört.“ — Das Seminar gab ihm zum Trost für seine dornige Pädagogenstelle eine Zulage von 600 Fr.

Ende 1842 berichtet er seinem Oheim: „Ich bin ein Freiherr geworden, ich gebe seit August keine einzige Privatstunde mehr und nehme daher auch keinen einzigen Flöckling oder blanken Thaler ein, der von solchen Jammer-, Marter- und Karrenstunden als die beste und reellste Quintessenz sich deduziren läßt. Das ist schlimm, werden Sie sagen, ich sage es auch, aber ich sage mehr, es ist und war nothwendig, obgleich das Neujahr mit seinen vielfachen in orthographischen und finanziellen Mißtönen mir zurufende „Noth für Herrn Baum“ meine Standhaftigkeit auf keine geringe Probe gesetzt hat und — ich sehe es voraus — noch setzen wird. Kurz, ich werde durchaus keine der gewöhnlichen „Schanzen“ in meinem zweiunddreißigsten Jahre mehr annehmen, es mag kommen, was da will. Ich bin also mit vielen nöthigen, halbnöthigen, unnöthigen Ausgaben auf mein gewöhnliches Einkommen beschränkt. Nichts verwünsche ich mehr seit einem Jahr, als wonach ich kindisch verlangte, nämlich den Titel Professor zu führen, weil ich ihn als eine Bedingung und Staffel für die Zukunft betrachtete. Denn dieser heillose diebische Namen hat mir nicht allein nichts eingebracht, sondern hilft mich jeden Tag, im Bunde mit aller Welt, so plündern, daß ich oft heimlich zu mir schon gesagt: Hol der Teufel die Pro-

fessur, die eine tägliche Daumenschraube für einen armen Menschen ist, der gern ungeschoren wäre!" —

Am Besten war, daß er selber trotz aller Hemmnisse und Plackereien des alltäglichen Lebens, die ihn zu Boden zu drücken drohten, sich stets den freien Blick nach oben zu erhalten wußte und neben seinen vielfachen praktischen Beschäftigungen rastlos geistig thätig war. Warme Freundschaftsverhältnisse, die ihn umgaben und ihm immer ein Lebensbedürfnis blieben, stärkten ihn, und er wurde getragen von der begeisterten Liebe, die ihm die akademische Jugend entgegenbrachte und bewahrte, obgleich er schon 1843 aus dem Collegium Wilhelmitanum trat. Durch die langen Jahre, bis er im März 1860 zum Canonicus an St. Thomä ernannt wurde, erhielten ihn allein diese Erfahrungen frisch und fröhlich in seinem Berufe, weil er daran sah, daß die Aufopferung und Liebe, mit der er die Keime des Idealen und Göttlichen in dem Gemüt der Jugend zu pflegen bemüht war, nicht ohne Früchte bleiben sollten.

Eine gekrönte Preisschrift über den Methodismus hatte er 1833 herausgegeben, doch erst im Juli 1837 wurde es ihm möglich, das Geld, das er dafür erhalten hatte, zu einer wissenschaftlichen Reise in die Schweiz zu verwenden, um in den Archiven und Bibliotheken die Materialien zu seinem Leben Beza's zu sammeln, nachdem er vorher auf das Anraten Röhrich's, des treuen Pflegers der elsässischen Reformationsgeschichte, in den Ferien 1836 sich in Basel orientiert hatte.

Hier machte er die Bekanntschaft von de Wette, Hagenbach und anderen, die ihm stets liebe, treue Freunde blieben. Wie frisch und fröhlich lauten seine Berichte von Basel, Genf, Schaffhausen, Zürich, trotz aller materieller Entbehrungen, die er auch da sich auferlegen mußte, um eine desto reichere Ausbeute für Geist und Herz mitzubringen! Wie lebendig fesselnd

weiß er alles zu schildern, was er sieht und hört, und wie erquickt ihn die großartige Gestalt der Schweizer Berge, in denen er später mit Cunitz alljährlich neue Kraft und neues Leben für seine aufreibende Thätigkeit suchen und finden sollte! „O Natur, du bist ewig jung und ewig schön in deinem Glanze!“ ruft er aus, wie er später von den Schätzen des „Louvre“ in Paris schrieb: „Welch ein Reichthum von Bildung für Jedermann, namentlich für den, der schon etwas mit hinbringt!“ — Diesmal hatte es Cunitz's Freundschaft bereitwilligst übernommen, während Baum's Abwesenheit die „Klostergaleere“ zu leiten, und es fand zwischen beiden ein herzlicher Briefaustausch statt, der über das Leben in der Heimat sowie in der Fremde und im eigenen Herzen ausführlichen Bericht erstattet.

Folgender Brief an Pfarrer Hessel aus jener Reisezeit mag hier eingeschaltet werden (Jan. 1837): „Ich sehnte mich nach der inclyta Basilea, ehemals hoch verdient um Verbreitung theologischer und profaner Wissenschaft, der Stapelplatz für alle Bildung und Kunst, die dem Deutschen über Italien zukam. Noch erinnert die Stille in allen Straßen an jenen studiösen Geist, den Erasmus hier erweckte und den die Reformatoren belebten und durch strenge kirchliche und städtische Ordnung unterhielten. . . . Aber in der ganzen Stadt hatte ich keine bekannte Seele. Zuvörderst mußte ich mir die Bibliothek eröffnen und besonders die Manuscripte. Ich war kurz berathen und beschloß den berühmten Doctor de Wette aufzusuchen, einen der Koryphäen der jetzigen deutschen Theologie. Nachdem ich endlich in der äußersten Vorstadt bei schönen Gärten seine Wohnung ausfindig gemacht und mich eine massige Schweizerin, die ich an jedem andern Orte für eine Stallmagd gehalten hätte, welche aber die Kammerjungfer war,

vor das verhängnißvolle Studirzimmer geführt und mir eine kreischende Stimme unwillig herein gerufen hatte, bewegte sich mitten in dem dicksten Tabakdampf, den je Sie und Stahl hervorzublasen im Stande wären, ein langer hagerer Mann im ausgepelzten Schlafrock auf mich zu, mit einer langen und à la Hessel halbverbrannten Pfeife. Nach dem woher? und wer bist du? ꝛc. ꝛc. bat ich den Herrn Doctor, er möchte, wenn ich ihn störe, eine ihm gelegenere Stunde anzeigen; man stört mich eigentlich immer! war die Antwort, aber lassen Sie sich das jetzt nicht anfechten, setzen Sie sich ein bischen zu mir aufs Canapee (so nannte er nämlich ein verrutschtes und zerlegenes Ding, das, so wie die Stühle, Tisch und Bänke und Fenstersimsen voller Bücher lag in der buntesten Unordnung). Jetzt kam mir der Mann eigentlich nahe genug, um ihn völlig und gehörig zu sehen. Er ist, wie gesagt, lang und hager, und die ganze Haltung zeigt etwas schlotteriges und schwächlich-kränkliches an; das Gesicht lang, schwarzgelb, mager und mit grämlichen Leidenszügen tief gefurcht, das Haar pechschwarz, etwas borstig und recht lässig auf die Seite gestrichen. In der Rede ist er anfangs langsam und trocken. Aber ich faßte meinen Mann etwas herzhaft an, erzählte ihm von Straßburg (er sollte vor etwa 6 Jahren hierher berufen werden), von dem Zweck meiner Reise und wie ich mich glücklich schätzen würde, seinen Rath und seine Verwendung in hiesiger Stadt, so viel es seine gelehrten Beschäftigungen erlaubten, in Anspruch nehmen zu können. Kurz, in Zeit von einer halben Stunde waren wir bekannt und er erbot sich in seiner trockenen aber ächt humanen und herzlichen Manier mich mit dem Professor der Kirchengeschichte, Hrn. Hagenbach, bekannt zu machen und mir in Rücksicht der Bibliothek allen möglichen Vorschub zu thun; je mehr ich mit ihm sprach, desto mehr animirte sich der Mann und er

bat mich beim Weggehen, ihn während meines Aufenthalts so oft zu besuchen, als es mir Freude machte, zumal da er so ganz allein sei, denn seine Frau (er ist an der dritten) sei schon lange in Bern. Der gute Mann hatte nämlich viel Schulden und da heirathete er dem Gelde nach und bekam eine Pietistin zur Frau, die ihm nun das bischen Leben noch sauer macht und welche er daher in seinem Herzen so weit von sich wünscht als möglich. Am folgenden Morgen kam ein freundschaftliches Billet, welches mich zu Gast lud. Beim Essen vollendete sich die angefangene Bekanntschaft, und der Mann zeigte eine Herzlichkeit, die ich ihm früher gar nicht zugetraut hätte, besonders da es ans Poculieren ging, welches er meisterlich versteht. Nach dem Essen hieß es: Sehen Sie, es ist nicht gut, wenn man sich in der Welt genirt, man ist sich dann nur gegenseitig zur Last. Nun, ich muß nach dem Essen ein halb Stündchen schlafen; Sie können ein Gleiches thun, wenn Sie wollen. Später, nachdem das Schläfchen vorbei war, führte er mich spaziren hin gegen das Monument von St. Jacob, wo die Schweizer fochten würdig der 300 Spartaner und starben wie diese; dort haben die Baseler ein prächtiges Sommercasino und wir verbrachten den Nachmittag unter mancherlei Gesprächen. Auch hospitirte ich zweimal in seinem collegium dogmaticum und exegeticum; er spricht sehr langsam, und sein ganzer Vortrag ist etwas lahm, doch was er sagt ist gediegen, aber leider wenig Studenten, 20—25 höchstens und eine Spelunke von einem Collegiensaal. Kurz, der berühmte Herr Doctor gefiel mir sehr wohl und es scheint ich gefiel ihm nicht ganz übel. Wir gingen noch manchmal während meines 14tägigen Aufenthalts mit einander spaziren. .... Ich ward auch mit Hrn. Hagenbach, einem geborenen Baseler Professor der Kirchengeschichte, bekannt. Das ist nun eine

ganz andere Individualität. Klein, untersetzt, mit schönen Anlagen zum Schmeerbauch, freundlichem Bourbonengesicht, hellem großem Auge, behaglich, gemüthlich, zuvorkommend im höchsten Grade und mit ächt christlich humaner Bildung ausgestattet. Ich wurde auch alsbald bei ihm eingeladen, in die Umgegend geführt &c. &c. Durch die bereitwilligste Verwendung dieser Herren bekam ich Manuscripte mit nach Haus, und zwar solche von der größten Seltenheit; die Baseler Bibliothek ist überaus reich an solchen Schätzen aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, die größtentheils noch gar nicht benutzt sind. Aber leider war der kurze Aufenthalt nicht hinreichend mich ein bischen zu orientiren und zu sehen, was da ist, geschweige denn, daß ich wirklich etwas hätte wissenschaftlich benützen können.

„Des ersten und größesten Humanisten, des Erasmus von Rotterdam Grab und sein einfaches Monument von röthlichem mit weißen Adern durchrissenen Marmor mit der höchst einfachen Inschrift seiner Freunde, habe ich im Münster gesehen und dachte dabei auch an Luther's Grab: was bleibt uns noch von beiden? Von dem einen in zierlichem Latein geschriebene Bücher, die jetzt kaum der Gelehrte vom Fach noch liest, von dem andern ein Feuer der religiösen gläubigen Begeisterung, das seit drei Jahrhunderten Millionen belebt und erwärmt, ein deutsches Bibelbuch, das Trost und göttliche Belehrung in die niedrigste Hütte gebracht hat. Und dennoch war in der hohen und gebildeten Gesellschaft Erasmus bei weitem der berühmtere, angesehenere und gebilligtere Mann, während man den Wittenberger als einen pöbelhaften abscheulichen Revolutionär betrachtete. Hätte ich beide allegorisch darzustellen, so wäre der eine ein Hase mit einer Brille und einem dicken Fuchsschwanz, der andere ein Löwe mit Adlersflügeln. Erasmus war der furchtsame Justemilieukönig

seiner Zeit und aller der sogenannten Conservativen, welche die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen, als bei den gewaltigen Schlägen des entschiedensten Helden der alte wurmstichige Stuhl Petri zu krachen begann. Doch wozu Dinge sagen, die allbekannt sind?! Nicht ohne jenes eigenthümliche und wohlthuende Gefühl der Ehrfurcht ging ich zu wiederholten Malen durch den Kreuzgang, welcher den ehemaligen Kirchhof bei dem Münster umschließt, wo die Denkmäler und Grabstätten der alten und ehrwürdigen Geschlechter der Stadt den kommenden Jahrhunderten zur ernsten Lehre und Ermuthigung in langen Reihen sich dem sinnigen Blick darstellen. Da liegen auch unter anderen Simon Grynäus, Oecolampadius und der Bürgermeister Meyer, welche unter großen Kämpfen das Wittenberger Feuer auch in Basel anzündeten. Namen, Geburts- und Todesjahr bezeichnen die Stätte, wo sie ruhen; aber eben so einfach als kräftig und rührend setzte die Dankbarkeit des Volkes auf die allen Dreien gemeinschaftliche Inschriftsplatte: „So Ehr, Gut, Kunst helfen in Noth, Wär keiner von den Dreien todt." Bei schönem Wetter brachte ich meine Abende bis spät in die Nacht unter jenen alten herrlichen Linden hinter dem Münster zu, wo etwa zwei Häuser tief unter einem der Rhein mit geheimnißvollem Brausen dahin rauschte, während ein klarer, frischer Mondschein seine wirbelziehenden Wogen weithin stromaufwärts und abwärts versilberte und die ganze Landschaft mit einem magischen Zauber übergoß. Dort dachte ich manchmal an Oehlingen und an das einsame Pfarrhaus und an den Thucydides und die Zwiebelsuppe und was alles schon den Strom hinuntergeflossen, seitdem Sie vielleicht an demselben Orte standen und wie ich auf Fluß und Gegend hinausschauten." —

Wie segensreich das evangelische Missionshaus in Basel

in der weiten Heidenwelt wirkt, dürfte keinem evangelischen Christen verborgen sein. Allerdings hat diese Anstalt seit ihrer Gründung im Jahre 1822 eine erfreuliche Entwickelung durchgemacht, und es ist nur natürlich, daß die ersten Zeiten mancherlei Merkmale aufweisen, die dem kritischen Auge Baum's nicht entgangen sind, wie folgende Schilderung aus demselben Jahre 1837 beweist: „Aus mehreren Gründen wollte ich das Missionshaus kennen lernen. Der Inspektor und Direktor der Anstalt war unglücklicher Weise ins Würtembergische verreist, den Hausvater aber traf ich im Hofe — ein großer, dicker, blaßgelber Mann mit kleinen tiefliegenden Tartarenaugen. Er muß gleich einen Eindruck gehabt haben, der ihn mißtrauisch machte, denn als ich ihn in den höflichsten Ausdrücken, die mir gerade zu Gebote standen, ersuchte, das Missionshaus zu zeigen und mich mit der Einrichtung desselben bekannt zu machen, schien er das gar nicht zu verstehen. Da kam zufällig aus dem schönen und großen Garten oder vielmehr der Spazieranstalt eine junge, nachlässig in europäische Tracht gekleidete Negerin. Ich erkundigte mich angelegentlich nach dieser Schwester, ihrem Schicksal, Bekehrung und Glauben, und dies öffnete mir die Pforte. Ich ward zuerst in das Refektorium geführt mit den Worten: „Hier speisen die Brüder," denn so nennen sich alle gegenseitig. Die etwas schmutzigen Wände waren über und über mit frommen Sprüchlein und Bildlein behängt. Nachdem ich auch die Schlafstätten der 39 jetzt „von dem Herrn erwählten Handwerksburschen", wie Zinzendorf die Apostel einmal nannte, gesehen, hörte ich in einem Zimmer jemanden schreien wie in energumenischer Wuth: Kal! Piel! Wajomer! Was ist das? Ich fragte ganz betreten, was da vorgehe. „Da wird den Brüdern Unterricht in der heiligen Sprache ertheilt." Als ich in das Zimmer trat, rannte ein

junger Mann auf mich los, dessen Sturm ich mit den Worten abschlug: Es sei mir leid, wenn ich ihn störe, ich sei ein Fremder, der das Missionshaus und seine Einrichtungen möchte kennen lernen, er möge nur fortfahren. Das that er auch, ohne ein Wort zu erwidern, mit langen Schritten in dem Zimmer auf und abrennend und mit dem seltsamsten Pathos sein Hebräisch herschreiend vor vier Burschen, die schon ziemlich alt waren und aussahen, als hätten sie soeben den Pechstuhl auf die Seite geschoben, die leider nicht aufzuschauen wagten oder nur verstohlen mich anschauten, und denen ich, ach wie gerne, Knieriemen, Aal und Pechdraht und mit ihnen das lebensfrohe Gesicht wiedergegeben hätte! Aber dies war noch Gold gegen das, was mir nun zu Ohren kam in dem Saal, wo die größere Mehrzahl an einzelnen Schreibpulten stand, große und kleine Physionomien, welche eine unerschöpfliche Fundgrube für Hogarth gewesen wären. Mitten unter ihnen saß ein Candidat und docirte biblische Geschichte. Da stellte ich mir nun in meinem Sinn darunter vor, was man so gewöhnlich unter biblischer Geschichte versteht. Aber welches war die Ueberraschung, als ich hörte: „Der Bruder N. N. liest weiter," und dieser eine Stelle um die andere aus den für unsere Sitten und Gesetze anstößigen mosaischen Ehegesetzen las; aber wie erstaunte ich, als ich den Candidaten, der etwa in meinem Alter sein mochte, diese Ehegesetze praktisch erläutern hörte und den Leuten klärlich zeigen, wie Gott der Herr alles dies so weislich eingerichtet. Ich konnte mich nicht enthalten, meinem dicken Cicerone mit etwas Ironie zu bemerken, daß mich die Lebenserfahrung dieses jungen Lehrers in Erstaunen setze. Betrübend war das Interesse, welches die Physionomien der künftigen Heidenboten gewährten. Die meisten mochten 15—20 Jahre haben, wenige trugen ein älteres Gepräge, alle

aber hatten jenen scheuen Geist und leblosen Blick, der einen harten Despotismus verrieth, unter dem diese Geschöpfe seufzten, und zwar gerne. Das Ganze kam mir wie ein wahrer Nothstall vor, in welchem Männer sollen gebildet werden, muthig wie Petrus, gläubig wie Johannes, begeistert, lebensthätig und gewandt wie Paulus, das Ideal eines Missionars! Die meisten sind ehemalige Handwerker, ohne alle Schul- und Vorkenntnisse. Zuletzt sah ich noch das Conferenzzimmer, wo das Wohl der Heidenwelt besprochen wird. Hier sind die Wände mit den Porträts aller Missionszöglinge (und es ist ihrer eine bedeutende Zahl) geziert, welche als thätige Missionare die Anstalt verlassen haben, nebst ungeheuren Karten der Länder, wo die Anstalt Missionsstationen errichtet hat; auch bekam ich alle die Merkwürdigkeiten, besonders scheußliche kleinere oder größere Götzenbilder oder Naturprodukte zu sehen, welche die Missionare bei ihren Besuchen mitgebracht haben. Traurige Zeichen, wie weit sich der Mensch in seinem schönsten Streben, in seinem Gefühl und Drang nach etwas Höherem verwirren kann, und dennoch auf der andern Seite unwiderlegbare Zeugen, daß kein Volk und kein Individuum seinen erhabenen Ursprung ganz vergessen hat. Es war noch früh am Tage und die Sonne schien herrlich, ich wollte auf einer nahen Anhöhe, wo eine Kirche steht, die prächtige Aussicht auf die Stadt, auf das nahe Gebirge und die ganze Ebene noch einmal genießen; man gab mir einen Missionszögling zum Führer mit. Aus diesem fragte ich nun mehr über das innere Wesen und Treiben des Hauses, als ich von dem schlauen Alten erfahren konnte. Will jemand aufgenommen werden, so muß er vor allen Dingen von dem Meister und dem Ortsgeistlichen gute Zeugnisse haben; sodann gibt er einen Lebenslauf ein, wobei er aber besonders auf das innere Leben Rück-

sicht nehmen und genau beschreiben muß, wie er zuerst in Finsterniß und in den Schatten des Todes saß, wie und durch welche Umstände er zuerst zum Gefühl seines Sündenelends kam, wie er nach und nach erweckt, wie sich ihm der Herr geoffenbart und wie er ihn zuletzt berufen hat zu seinem Werke, was der Impetrant bei diesem Rufe verspürt u. s. w., alles genau und pünktlich: dies wird eingereicht, und dann entscheidet der Herr, ob er angenommen werden soll oder nicht. Ueberhaupt erfuhr ich, daß „der Herr“ alles hier thut und nicht wenig zu thun hat. Dies sagt man den Jünglingen beständig vor und sie glauben's, wenigstens mein Führer glaubte es. Daher ein absoluter, passiver Gehorsam; alles, was das Comité ausmacht, ist ein Gottesurtheil und von ihm kein Appell möglich. Die armen jungen Leute aber sollen nun in drei Jahren Hebräisch, Griechisch und auch etwas Lateinisch lernen, auch Dogmatik und Exegese und etwas Kirchengeschichte, nachdem sie bis in ihr fünfzehntes Jahr die Feile oder das Weberschiffchen geführt. Während ich die herrliche Abendscene in der malerischen, von zwei fernen Gebirgsketten blau eingeschlossenen Landschaft betrachtete und mich auf ein altes Gemäuer hinstreckte, stand mein gutmüthiger, pausbackiger Führer in der reinsten stoischen Apathie des nil admirari da und erzählte, wie man den Herrn im Herzen und im Glauben müsse verspürt haben. Ich aber dachte: Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht!“ —

Am 22. März 1838 kehrte Baum ermutigt und gestärkt zurück, wohl etwas früher als er sollte, um den ernstlich kränkelnden Freund von seinem mühevollen Liebesposten zu erlösen, trotz aller Beteuerungen desselben, daß dies nicht notwendig sei.

Im Jahre 1841 wurde ihm die Professur der Geschichte

in Bern angeboten. Er schlug sie aber nach reiflicher Ueberlegung aus, „weil ich," schreibt er, „in der Theologie bleiben will, und es mir im Fall der Annahme unmöglich gewesen wäre, Dr. Kortüm, der nach Heidelberg berufen, nachzufolgen, wenn ich nicht fortan mich ganz der Geschichte hingegeben hätte." —

Nach einander erschienen sein Lebensbild: Lambert von Avignon (1840) und der erste Band seiner Biographie Theodor Beza's (1843), deren Fortsetzung erst 1851 und 1852 kam und die leider jetzt noch unvollendet ist. Nicht Beza's Leben allein, sondern die Geschichte der französischen Reformation im Ganzen zog ihn mächtig an; es war das Lieblingswerk, zu dem er immer wiederkehrte, wenn seine anderen Beschäftigungen es zuließen. Wie freudig hätte er an der Herausgabe noch gearbeitet, wenn die längst erwünschte Anfrage des jetzigen Verlegers ihn noch in seiner vollen Manneskraft erreicht hätte!

5. Der Prediger: 1844—1854.

Im Frühjahr 1844 wurde Baum seines Pädagogenamtes enthoben, aber seit Juni 1839 war er als Hülfsprediger an der Thomaskirche angestellt und las mehrere Collegien, bei denen er seine kostbare Zeit, die er am liebsten der Kirchengeschichte, dem Ziele seines Strebens, gewidmet hätte, nun den fernerliegenden klassischen Autoren zuwenden mußte; daneben gab er den Religionsunterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums und beteiligte sich eifrig, sogar mit Flugschriften, an den Kämpfen, die in der protestantischen Kirche und besonders in unserer Heimat nach und nach entstanden waren.

Immer blieb seinem tiefreligiösen Gemüte sein Predigtamt teuer, das er mit so großem Segen verwaltete. Allsonntäglich predigte er damals in der Thomaskirche, zuerst lange nur nachmittags. Sein klares, starkes, beredtes Wort erwarb ihm eine stets wachsende Zuhörerschaft. So volkstümlich und glaubensfreudig war er, daß viele Luther's Art und Kraft zu predigen aus der seinigen zu verstehen glaubten; auch ihn selbst zog die Heldengestalt des großen Reformators besonders an.

Der große Streit, der sich in den dreißiger Jahren zwischen Pietisten und Rationalisten erhob, konnte nicht spurlos an ihm vorüber gehen, der immer mit erbarmender Liebe auf das Volk, auf die Jugend schaute, die durch Zelotentum und Indifferentismus von der einzigen Heilsquelle der wahren freien Frömmigkeit abgelenkt wurde. Schon am 25. Januar 1831 schrieb er, nachdem er die politische Umwälzung in Frankreich erwähnt hatte: „Ueber Rationalismus und Orthodoxie streitet man in Deutschland mit vieler Parteisucht. Es leidet hierunter Niemand mehr, als das Volk. Die gelehrten und ungelehrten Herren, welche die Sache mehr als Wissenschaft betrachten, bedenken und sehen nicht in dem Kampf der Leidenschaft, daß es zu einem großen Verderben führen kann, wie dies sich in dieser Rücksicht in Nordamerika offenbart. Doch ich denke, daß nach allen Spitzfindigkeiten der gesunde und klare Menschenverstand wird aushelfen müssen."

22. März 1838: „Daß ich viele Mißgünstige und Neider hier habe, das gestehen selbst meine Freunde, aber mein Trost ist, daß ich ihrer lachen kann. Ich wäre von gewissen Leuten, die viel vermögen, ganz anders angesehen, wenn ich mich in eine Freimaurerloge begeben wollte. Aber ich hasse alles Sektenwesen und besonders das stark- und freigeistische."

2. November 1841: „Die Pietisten sind mir nicht hold, und ich bin ihnen nicht grün, doch sind wir äußerst höflich mit einander. Es vergeht nicht eine Woche, wo nicht ein kleinerer oder größerer Strauß zu bestehen ist. Auf der Kanzel vermeide ich alle direkte Polemik."

15. September 1842: „Ich habe die Hoffnung, ja die Zuversicht, daß die Masse derer, die den Herrn lieb haben unverrückt, bei weitem die größere ist und bleiben wird; ich bin gewiß, ein neues Leben, ein frommer, klarer wissenschaftlicher Sinn, von litterarischer Frechheit und theologischem fanatischem Stumpfsinn gleich weit entfernt, wird immer mehr und mehr in unserer Kirche herrschen. Das jüngere Geschlecht muß dieses neue Leben bringen, mit den alten Revolutionskrüppeln ist nichts mehr zu machen."

18. März 1843: «Moi, je suis toujours la bête noire des piétistes: mein Haupt-Augenmerk geht dahin in meinen Predigten, die Hauptsätze des Christenthums rein neutestamentlich zu erklären und mein Auditorium nimmt immer zu. Auch glaube ich, daß trotz allem Anschein des Gegentheils meiner Ansicht die Zukunft gehört."

11. März 1844: „Das Aergste ist die elende Wohldienerei der Zeit, die veranlaßt, daß man die eigene Ungewißheit in Rücksicht auf Dogmen und Wesen des Christenthums mit dem liturgischen Perrückenstyl der alten Orthodoxen und der neuen Pietisten ummäntelt. Ein salbungsvoller Prediger sagt also nicht mehr: Der Text steht im 26. Kapitel des Evangelisten Matthäus, sondern des heiligen Matthäus. — Oder: wie der heilige Paulus sagt. — Man spricht vom Blut und von der Erlösung durch das Blut; man läßt sogar in der Predigt das heilige Blut figuriren. Und dies alles nicht immer deswegen, weil man das Blut für

erlösend, den Matthäus für heilig, das Blut für heilig hält, sondern oft nur, weil man einigen empfindsamen Weibern zu Gefallen reden will. Darüber geht die jüngere Generation, die mit dem erwachten religiösen Gefühl etwas Kernhaftes begehrt, zum Teufel und kommt nach der Confirmation erst wieder in die Kirche, wenn sie heirathet und der Acker schon so voller Unkraut und Dornen ist, daß der Same, wenn er auch aufgeht, ersticken muß. Wenn ich nicht Hoffnung hätte, in der nächsten Frist eine tüchtige akademische Stellung in der theologischen Partie zu bekommen — leider hat es noch gedauert bis in die sechziger Jahre hinein — oder vielmehr zu creiren, so würde ich keinen Augenblick anstehen, alle meine Kräfte auf das praktische Predigtamt allein zu verwenden. Schreiben, sagt Götz von Berlichingen bei Göthe, ist ein geschäftiger Müßiggang, und er hat im Grunde nicht so unrecht. Schreiben soll man nur aus innerer oder äußerer Nothwendigkeit, wie die Reformatoren, dann wirkt es." —

Mit immer wachsender Kraft und Glaubensfreudigkeit arbeitete er rastlos in seiner vielseitigen Thätigkeit weiter. Wenn Anfeindungen ihn zu erdrücken drohten, so erhob ihn wieder das Bewußtsein, am Reiche Gottes ein nützlicher Mitarbeiter zu sein, und der traute Kreis der zahlreichen Familien, die ihm eine liebevolle Heimat boten, ließ ihn erlittenes Unrecht oder Schicksalsschläge weniger schwer empfinden; auch die Einsamkeit seiner Lage ward ihm leichter zu ertragen, wenn er sich der ungezwungenen rückhaltlosen Anhänglichkeit der Kinder und der erwachsenen Jugend in hohem Maße erfreuen durfte. „Ich fühle jetzt erst," schrieb er aus dem Wilhelmerkloster 1842, „daß ich seit zwei Jahren, meiner Stellung nach, anfange recht auf die jungen Leute zu wirken, und ihr guter Wille und ihre Anhänglichkeit sind mir,

troß allem Schabernack, den man manchmal hat, eine süße Freude.“ —

Der Tod meiner ihm charakterverwandten Mutter, die stets so warm für den jungen Freund ihres Schwagers eintrat, derjenige von Professor Herrenschneider und meiner lieblichen, schwergeprüften Tante Lurßing hatten ihn damals schon empfindlich getroffen. Der Tod aber von Charitas Stuber (11. April 1846) sollte ihn noch herber berühren. „Sie ist zu der Freiheit eingegangen, zu der sie sich, als die edle Seele noch in dem Kerker war, so traurig sehnte: Freiheit, Freiheit, rief sie aus, als ich einsam an ihrem Bette stand, Freiheit ist dann mein ganzes Wesen!“ Und er fügt in tiefem Weh hinzu: „Ich kann wohl sagen, daß ich meine geistige Mutter verloren habe. Es ist in dem trauten Kreise, der einen unberechenbaren Einfluß auf mein geistiges Leben gehabt hat, eine unendliche Lücke entstanden. Ich weiß vorerst nicht, wie sie ausgefüllt werden soll. Die Einsamkeit und Trauer können Sie sich denken.“ —

Im selben Jahre noch erschien die Biographie Joh. Stuber's, die er „ein kleines bescheidenes Monument auf das Grab der Vollendeten“ nannte.

Ich kann mir nicht versagen, folgenden Brief in seiner energischen Sprache einzuschalten. Baum fordert Pfarrer Banzet auf (28. Juli 1844), seine Erinnerungen an Oberlin, Stuber's Nachfolger, nieder zu schreiben:

Mon cher pasteur,

J'ai communiqué à quelques uns de mes amis une partie de ce que vous m'avez dit d'Oberlin, à des hommes qui savent apprécier un tel caractère. Ils vous prient instamment avec moi de vouloir bien nous donner des Mémoires sur Oberlin le plus tôt possible. Le temps passe

et les années s'envolent, vous le savez aussi bien, peut-être mieux que moi. Commencez dès demain, mon cher et très honoré pasteur, à écrire du moins sur des feuilles volantes, quelques anecdotes, quelques traits caractéristiques; faites que pour l'an de grâce 1845 nous ayons quelque chose de votre main sur cet homme «particulier». Je le nomme de la sorte, parce que je n'aime pas les exagérations, sans cela j'aurais peut-être dit «extraordinaire». Aucune autorité ne pourra égaler la vôtre, comme enfant du Ban de la Roche et comme élève et vicaire d'Oberlin. Si vous aviez seulement une idée de mon vif désir de voir quelque chose d'impartial, de pieux, une représentation d'après nature de cet homme qui, pasteur et serviteur du Christ, pouvait répéter à ses chers paroissiens: «Je vous prie de croire que j'étais soldat dans le ventre de ma mère, mais Dieu a voulu que je fusse pasteur.» C'est un trait caractéristique, si jamais il en fut. Allons donc, mon cher pasteur, ne vous faites pas prier deux fois, donnez-nous vos mémoires pour le «Christkindel» de l'année prochaine; ne nous faites pas attendre.

Et sur ce, pour me conformer à ce style énergique et pieux du 16e siècle: Je prie Dieu de vous avoir en sa sainte et digne garde, ainsi que tout votre troupeau.» —

1847 wurde Baum zum Pfarrer an der Thomaskirche ernannt, nach dem Tode seines 91jährigen Patrons J. Müller. Die Freundschaft, die ihn mit verschiedenen Gliedern der Familie Böckel verband, konnte sich von da an nur inniger gestalten, wenn auch mitunter die gegebenen Verhältnisse und Charaktere einige Mißstimmungen verursachten.

Seine Stellung als Prediger war eine eigentümliche. Damit seine akademische Wirksamkeit nicht leide, hatte er das

Recht erhalten, blos als Prediger, nicht als Seelsorger, zu fungieren — eine Auszeichnung, die er mit Professor Friedrich Bruch, Prediger zu St. Nikolai, allein teilte. Doch fehlte ihm deshalb die unmittelbare Berührung mit der Gemeinde nicht. Bei dem lebendigen Anteil, den mein Vater, Dr. Theodor Böckel, als eifriges Mitglied des Konsistoriums St. Thomä, an seiner Wahl genommen hatte, trugen die Bedenken gegen die besondere Stellung des jungen Pfarrers nur dazu bei, dessen sorgsame Teilnahme an Baum's Predigtthätigkeit zu erhöhen.

Nur mit Bewegung kann ich des schönen Verhältnisses zwischen beiden gedenken. Ich darf wohl behaupten, ohne auf Widerspruch zu stoßen, daß die zwei Brüder Theodor und Eugen Böckel zu denjenigen Männern gehören, die Baum am treusten ergeben blieben bis an's Ende. Ich möchte beinahe sagen, daß die Liebe des älteren Bruders etwas Rührendes in ihrer Selbstlosigkeit und demutsvollen Hoheit hatte. Der jüngere war der erste Busenfreund, der von frühester Jugend an alles mit ihm geteilt hatte; soviel Liebe und Vertrauen er entgegenbrachte, soviel nahm er auch in Empfang; er genoß in vollen Zügen, auf dem Fuße der Gleichheit, im persönlichen Umgang die herrlichen Früchte dieses reich begabten Geistes und Gemütes. Der ältere aber wachte über des Bruders Freund mit ängstlicher, ich möchte sogar sagen, mit mütterlicher Sorgfalt, immer mit zarter Rücksicht bestrebt, von ihm fern zu halten was ihm, seiner Meinung nach, schaden könne.

Mein Vater, der Mann des Friedens, so voller Kraft zu leiden und alle Bitterkeit des Lebens auf sich allein zu nehmen; euer Vater, liebe Kinder, so voller Energie zu handeln und des Lebens Kampf mit Lust auszufechten — sie zogen ein-

ander geheimnisvoll an. Und wenn auch die Geister manchmal hart aufeinander stießen, so siegte doch immer die ehrwürdige Demut des einen und die unwandelbare Freimütigkeit des anderen über die augenblicklichen Zerwürfnisse; auch störten die dennoch vorkommenden Mißverständnisse ihr Verhältnis nicht, weil jeder vom anderen wußte, daß nicht eigensüchtige Rechthaberei, sondern Eifer für die Sache, die beiden so wichtig, Veranlassung dazu gegeben.

Ende 1848 schrieb mein Vater: „Wenn ich Sie betrübe, lieber Freund, so thut mir dies von Herzen leid, denn ich habe eine wahre Schwäche hierin, niemanden was Leides thun zu können, und habe deshalb manchmal meine Pflicht versäumt. Eine abnorme oder eine unregelmäßige ist Ihre jetzige Stellung, insofern Sie als Pfarrer-Seelsorger erwählt und doch diese Sorge ablehnen. Deswegen sage ich: Ihre Befugniß als bloßer Prediger muß so patent, so offenbar anerkannt sein, daß dies allen andern Rücksichten Stillschweigen gebietet. Es schien mir nun, daß Sie in Ihren Predigten sich oft in historische oder philosophische Erörterungen einließen und diesen am Anfang zu viel Raum gaben, sich dem Fluß der Ideen überließen und dabei den wichtigeren religiösen Theil stiefmütterlich behandelten. Da ich diese Bemerkung auch von Leuten aus dem Volke hörte, und diese daraus folgerten, Sie predigten nicht christlich genug, so wurde ich doppelt aufmerksam. Obschon Sie keine Seelsorge übernehmen, müssen Sie zeigen, daß die Seelsorge auf der Kanzel Ihnen ernstlich genug am Herzen liegt, daß Sie einen Hauptzweck Ihres Lebens daraus machen, und zwar muß man dies merken und sehen an dem Fleiß und der Vorbereitung, die Sie auf Ihre Predigten verwenden, was Sie unfehlbar zum ersten Prediger in Straßburg machen wird. Dann wird es niemanden mehr einfallen auch nur daran zu

denken, Sie in Ihrer Stellung zu stören. Grollen Sie mir nicht wegen meiner Freimüthigkeit; wenn Sie mir gleichgültig wären, so würde ich sicher diese unangenehme Pflicht mir nicht auferlegt haben. Ich kann nicht ertragen, daß andere Sie im Fehler finden oder über Ihre Schwäche frohlocken." —

28. März 1849: „Ich hätte mich heute doppelt geärgert, wenn irgend ein Unfall Sie am Predigen gehindert hätte. Wenn ich Sie stolz machen wollte, so würde ich noch hinzufügen, daß eine Freundin von mir, auf deren Urtheil ich in dergleichen und anderen Dingen sehr viel halte, sehr bedauert, daß ihre Funktionen sie in eine andere Kirche geführt und demnach verhindert haben, bei Ihnen das Brod des Lebens zu schöpfen." —

Mai 1854: „Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich Sie, den ich so sehr achte und schätze, tadeln höre, und mußte erst vor kurzem von einem Mitgliede des General-Consistoriums sagen hören, daß es sehr zu bedauern sei, daß Sie den Religionsunterricht am Gymnasium geben, da dadurch die Kinder schon früh vergiftet werden, indem Sie die Gottheit Christi leugneten, worauf ich antwortete: meine Kinder gehen zu Herrn Baum in den Religionsunterricht. Ich würde ihm nicht mein Theuerstes anvertrauen, wenn ich nicht wohl wüßte, daß niemand demselben Religiosität und Christentum absprechen kann; es käme übrigens nur darauf an, wie der Tadler die Gottheit Christi formuliere. Ich brauche mit Fleiß dieses Wort, da gar manche Leute Anathema über uns sprechen, wenn wir nicht die Begriffe in derselben sogenannten religiösen Sprache ausdrücken wie sie.

„Nun, wenn ich Sie schon nicht leicht tadle und wohl öfters vertheidige, so möchte ich Sie doch zanken in betreff Ihrer Predigt vom vorigen Sonntag. Ich habe mich darauf

gefreut in die Kirche zu gehen und habe mir's recht sauer werden lassen, um meinen Kranken Zeit dazu abzugewinnen, und bin nicht erbaut herausgegangen, was mir sonst wahrlich nicht leicht bei Ihnen geschieht.

„Ich habe die Schuld daran zuerst in mir gesucht; da aber Verehrer von Ihnen dasselbe Gefühl hatten, so will ich es Ihnen nicht verhehlen. Es war etwas Herbes, Leidenschaftliches in Ihrer Auseinandersetzung, kurz, nichts Erbauliches und Anregendes, wie dies sonst der Fall bei Ihnen ist. Die revolutionären Epheser oder der Vergleich derselben mit unserm gemein revolutionären Treiben, mit den Ementiers, lenkt zu sehr den Geist von den göttlichen Dingen ab, von dem, was einem jeden von uns Noth thut, und was wir in der Kirche suchen, um gebessert oder zur Besserung angeregt herauszugehen. Seien Sie versichert, daß biblische evangelische Auslegung und milder warnender Ernst am Besten zu den Herzen dringen und Einkehr in sich selbst hervorbringen. Sie werden mißverstanden, geben den Feinden Waffen gegen uns und benehmen sich die Mittel, mit besseren und schöneren Kräften der Menschheit nützlich zu sein. Seien Sie uns fernerhin ein ernster und eifriger Prediger der Wahrheit des Evangeliums, dazu Sie so herrliche Gaben haben.

„Ich habe die Zuversicht, daß Sie an diesen Bemerkungen erkennen werden, daß ich aus aufrichtiger und wahrhaftiger Freundschaft für Sie mir dergleichen erlaube, wie es unter wahren Freunden sein soll, die man vor jedermanns Auge möchte hochgestellt sehen.“ —

O wohl der Kirche, wohl dem Lande, wo Prediger und Gemeindeglieder in solch trautem innigem Verkehr zusammenstehen! Beiden fließen neue Kräfte und neues Leben zu!

So war das verhängnisvolle Jahr 48 gekommen, wo

alles aus Rand und Band zu gehen schien, wo aber Baum's Kraft und Mut mit den Schwierigkeiten wuchsen, wo er wie ein Fels, dem Anprall der Wogen gegenüber unerschütterlich feststehend, ruhig ausrief: „Ob alles in ewigem Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist! Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen. Harre auf Ihn und thue deine Pflicht, Er wird's wohl machen!“ —

Damals geschah es, daß eine Anzahl von Studenten zu den Professoren kam und sie bat, abzudanken: man könne sich nun ohne sie und ohne Gott behelfen; es sei Zeit, daß jüngere Kräfte an's Ruder kämen! Auch die Studenten im Wilhelmitanum wollten eine Revolution veranstalten, aber sie besannen sich bald eines Besseren, als Baum mit Bestimmtheit ihnen entgegentrat.

Am 29. Februar 1848 schreibt er: „Von Studenten- und anderer zu ihnen stoßende junge Leuteversammlung auf dem Broglie, von blutrothen Fahnen und Cocarden, von Demonstrationen und bis in's Unglaubliche durch Bier und Exaltation gehenden Reden dieser Leute, will ich nicht sprechen, weil es natürlich und im Grunde von wenig Bedeutung ist. Die theol. Studentenschaft nehme ich hiervon aus. Obgleich mächtig ergriffen, wie es bei einem Blut von 17—20 Jahren natürlich ist, bewahrt sie eine wahrhaft musterhafte Haltung und es freut mich um so mehr, weil ich mir das Zeugniß geben kann, hierzu etwas weniges beigetragen zu haben.

„Am Sonntag Morgen hatte ich zu predigen, während die bewaffneten Bürger in den verschiedenen Quartieren durcheinander liefen Eine gute, ach jetzt so geängstigte Seele ließ mir noch vor dem Gottesdienst sagen, die Republik sei proklamiert, für wen ich denn beten wolle? — Für uns, war die Antwort, für unser ganzes Volk und Land. Ich konnte nicht

das Evangelium „vom verschiedenen Samen" nehmen, es galt die armen Gemüther zu beruhigen und sie in der Ungewißheit aller Dinge auf das allein Sichere und Feste hinzuweisen. Ich predigte über Psalm 118, 8—9 und Psalm 39, 8. Es hat, wie ich erfahren, gute Wirkung gethan. Es ist bei uns noch keinerlei Unordnung, die zu beklagen wäre, vorgefallen. Bis jetzt haben die Bierbrauer den reichsten Profit von der Revolution gehabt; Dieu protège la France!" —

Der Mutter Tod, der 1849 erfolgte, nachdem der Vater und ein Bruder ihr schon vorangegangen, mußte die Bande, die ihn an die zweite Heimat fesselten, trotz aller Revolutionswirren, immer enger knüpfen; aber von da an sollte der neue Geist, der über Frankreich wehte, auch in seinem Wirkungskreis sich mit schwerem Drucke fühlbar machen.

Als der zweite Band seines Beza dem Druck übergeben wurde, entschuldigte er bei seinem Verleger die eingetretene Verspätung mit folgenden bezeichnenden Worten (14. Febr. 1851): „Als vor drei Jahren der gute Zug, den man auch bei historischen Compositionen abwarten muß, wenn sie gelingen sollen, mich wieder ergriff und ich nach vielen Widerwärtigkeiten die Feder zur Vollendung in die Hand nahm, da brach unsere saubere Revolution aus, welche noch mehr als einem Geschichtschreiber der Vergangenheit die Lust zum Schreiben benahm. Es gab da die Hände voll zu thun, wie Sie selber werden erfahren haben, dem souveränen Unverstand auf Katheder und Kanzel entgegenzusteuern. Nur einzelne gerechte und große Ideen, welche mitten in dem allgemeinen Wirrwarr in Deutschland auftauchten, vermochten durch die Hoffnung ihrer Verwirklichung den trostlosen Blick zu erheitern. Aber auch diese Ideale der Edelsten einer Nation, der ich durch meine Geburt und meine Theologie ange-

höre, sind schmählich zerronnen oder doch wenigstens für Gott weiß wie lange unter dem Schutt begraben, und wir sind in Frankreich rathloser und politisch übler dran, als je. Da wandte sich der Blick unwillkührlich wieder zu den großen Gestalten, den treuen und ausdauernden Charakteren der Vergangenheit, und so nahm ich mit frischem Muthe und neuer Liebe den alten Gegenstand vor etwa 6 Monaten wieder auf und widmete ihm meine schönsten Mußestunden. Ich werde meine Vorrede mit dem Spruch beginnen: Sat cito, si sat bene. Wenn ich mich nicht täusche, so kommt er jetzt, gerade jetzt eben recht, denn die Darstellung der Verweigerung der gerechtesten und billigsten Forderungen, Gewissens- und Cultusfreiheit, Gleichberechtigung im Staate, und der verderblichen Folgen dieser Verweigerung und gewaltsamen Unterdrückung, sowie der unablässige Kampf für die höchsten Güter gegen List und Gewalt, wird den Lesern wie dem Darsteller und Forscher selber nur lehrreich und ermuthigend sein können.“ —

Im Herbst desselben Jahres ward ihm zum ersten Male wieder seit langer Zeit eine genußreiche Reise in den höheren Alpenregionen möglich, die er mit Cunitz, seinem treuen Achates, wie er ihn oft nannte, unternahm.

Nach seiner Rückkehr schreibt er lakonisch am 8. Oktober 1851: „Ich gebe jetzt im Gymnasium, nach einem Beschlusse der Schulkommission, den Religionsunterricht französisch. Darüber wäre viel zu sagen. Ein Glück, daß mir durch ein zehnjähriges Studium der Schriften der französischen Reformation die Sprache so geläufig geworden.“ Hatte er bisher seine Bemühungen, die deutsche Sprache und Denkweise dem Elsaß zu erhalten, mit Erfolg gekrönt gesehen, so sollte er von nun an Schritt für Schritt kämpfen,

um diesen Boden zu verteidigen, und schließlich seine Gesundheit und sein Leben daran geben. Noch aber stand die protestantische freisinnige Bürgerschaft in geschlossenen Reihen hinter ihm. Allsonntäglich, wenn er morgens predigte, füllte sich die große Kirche mit den ersten Glockenschlägen und das Chor war mit andächtigen Männern besetzt. Je mehr Maßregelung und Kränkung von oben kam, desto eifriger scharte man sich um den geliebten Prediger, der sein Wort so kühn und gewaltig für das Recht der Protestanten erschallen ließ. Dies geschah vor allem, als die Behörden der Stadt (1852) die Feindseligkeiten gegen das Thomasstift, um die Güter desselben, eröffneten, die erst durch eine Entscheidung des Staatsrats zum Abschluß gebracht wurden. Und in den traulich herzlichen Nachmittagsstunden fanden sich die Getreuesten unter den Getreuen ein und bildeten eine kleine Gemeinde, deren Glieder, einander oft unbekannt, sich dennoch verbunden fühlten in derselben Liebe und Verehrung zu dem geliebten Meister.

Nicht geringere Hingabe fand er bei der Jugend, als er, der erste hier, eigentliche Jugendgottesdienste einrichtete. Und wie segensreich wußte er vermöge seiner merkwürdigen Begabung die Kinderherzen sich zu öffnen, sie zu beleben, öfters unter kerniger Schale einen sinnigen, beherzigenswerten Spruch bergend!

Wie groß und wie tief er die kindliche Weihnachtsfreude immer empfand, hat er öfters ausgedrückt, und wenn an ihn die Reihe kam, die Festrede in der Thomasschule oder in dem Jugendgottesdienst zu halten, da glänzten aller Augen und in die Herzen der Kinder und Eltern ergoß sich die Fülle der Verheißung: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen," — wenn die beredten

Worte seiner tiefen klaren Stimme aus seinem frohen begeisterten Gemüte flossen.

„Ich bin absonderlich in solchen Dingen," schreibt er einmal an eine Freundin, „ein Christgeschenk macht mir doppelt so viel Freude als ein ander Geschenk. Ich glaube, daß wenn ich 80 Jahre alt würde, ich noch für Jemandes Kinder oder, wenn ich so unglücklich sein sollte, das nicht thun zu können, wohl für den heiligen Christ incognito einen Weihnachtsbaum würde ausrüsten lassen. Heißt nicht dieser Baum, der nur bei uns deutsch evangelischen Christen zu Haus ist, Liebe, Licht und Leben! In dem Mutterherzen hat er seine Wurzel und wächst aus diesem Boden empor. Und wer Prunk damit sucht, der hat seinen Lohn dahin." —

Wie stehet ihr in meiner Erinnerung so verklärt, ihr stillen wonnigen Sonntage voller Sabbatsruhe und Sabbatsfreude, an denen meine Schwestern und ich als unser schönstes Vorrecht es betrachteten, Gottes Wort aus seinem beredten Munde und dazu, eine kurze Reihe von Jahren hindurch, aus dem des freudig an seiner Seite stehenden Vikars Riff mit seiner ganz verschiedenen, eigenartigen, poetisch innigen Frömmigkeit hören zu dürfen!

Mit welcher freudigen Sehnsucht erwarteten wir dann den Abend, an dem beide wußten, daß wir für Freunde immer zu Haus waren: Scherz und Ernst wechselten bei trautem Zusammensein mit einander ab; oft wurde uns vorgeworfen, daß wir den lieben Professor für uns pachten wollten; öfter aber saß er am Kamin, in die flackernde Flamme schauend, während mein Vater, der mit strenger Gewissenhaftigkeit seine Stelle im Direktorium unserer Kirche zu erfüllen bestrebt war, mit ihm das ganze Gebiet der Kirche und Wissenschaft durchwanderte, um sich über alle Vorkommnisse Rechenschaft geben zu lassen.

Auch für euren Vater waren es Lichtpunkte und Ruhepausen in seinem bewegten geschäftigen Leben, die er eben so wenig hätte entbehren mögen, als die am Donnerstag Abend stattfindenden Zusammenkünfte mit den Freunden, welche die „Helikia" bildeten, von der er im Jahre ihrer Gründung (1829) schrieb: „Ich hoffe, es soll eine rechte „Helikia" bleiben, voll edler Jugendkraft, voll jugendlichen Strebens, voll Jugendfröhlichkeit, gegründet auf eine zarte, eine edle Freundschaft, außer welcher ich nichts Höheres und nichts Schöneres kenne auf der weiten schönen Erde. Liebe und Achtung haben sie aufgebaut; Treue und Hingebung haben sie bisher erhalten." —

Es war aber eine Zeit voll ernster anstrengender Geistesarbeiten und Gemütsbewegungen, diese 50er Jahre mit der großen Umwälzung, welche der Staatsstreich in der Organisation unserer Kirche nach sich zog.

Auch die extremen kirchlichen Parteien begannen sich zu rühren. Die Pietisten wurden durch die orthodoxen Lutheraner überboten, die sich nicht scheuten, sogar die gemeine Waffe der heimlichen Denunziation anzuwenden und in Paris ihre liberalen Kollegen des Liebäugelns mit Deutschland anzuklagen.

Nachdem Baum 1851 und 1852 die „Memoiren d'Aubigné's, des Hugenotten von altem Schrot und Korn," und den zweiten Band Beza's herausgegeben, mußte er seine Zeit auf einige Flugschriften verwenden, die gegen die Ultramontanen und gegen die Lutheraner gerichtet waren. — Das Vertrauen seiner Kollegen in der Pastoralkonferenz wies ihm einen hervorragenden Rang in den brennenden Katechismus- und Gesangbuchfragen an; aus ersterer ging sein dort gehaltenes Referat über den „Religionsunterricht" hervor (1854).

Aus diesem Referat mögen einige für den Berichterstatter besonders charakteristische Stellen folgen: „Die christliche Religion

ist ein neues göttliches Leben, das Christus auf diese Erde gebracht hat und welches er, durch das ganze Werk seiner Erscheinung, allen denen eingepflanzt und in ihnen entzündet hat, die sich ihm in unbedingter Ehrfurcht und Liebe hingaben und so durch dasselbe nach und nach geistig umgestaltet, wiedergeboren wurden zu neuen Creaturen. Ein Leben nun in dem eigentlichen Sinne des Wortes kann nicht gelehret oder unterrichtet werden, was man so lehren oder unterrichten heißt; ein Leben kann nur gegeben, eingeimpft werden von dem, der es in sich trägt und besitzt.

„Nicht die jeweilige Rechtgläubigkeit macht fest und stark, sondern der rechte Glaube, das allgemeine Priesterthum aller Christen, und den kann man haben ohne den Buchstaben der Augsburgischen Confession oder gar der Concordienformel anzubeten.

„Wenn man die deutsche Sprache aus unserer Kirche und Schule, namentlich aus der christlichen Unterweisung zu verdrängen sucht oder dieser Richtung, direkt oder indirekt, Vorschub leistet, so versündigt man sich an der Kirche, an der Jugend, an dem christlich-protestantischen Lebenselemente unseres deutsch-lutherischen Protestantismus. Im Elsaß und Lothringen, so weit der Menschenstamm deutsch ist und deutsch redet, soll die Jugend in der Religion deutsch unterrichtet werden, weil in dieser Sprache seit drei Jahrhunderten in der protestantischen Kirche Nahrungsschätze des religiösen und kirchlichen Lebens für Jung und Alt, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt niedergelegt worden sind, wie in keiner andern Sprache der Welt.

„Den Weg zu diesem unentbehrlichen, von den Vätern als die theuerste und heiligste Erbschaft hinterlassenen Magazine und Schatze, zu diesem heiligen Gangesstrome unseres Prote-

stantismus, auch nur in Verfall gerathen lassen, aus weltlichen oder gar aus politischen und sonstigen Rücksichten, heißt sich als Storch von dem Fuchse zu Gaste laden lassen, sich zu freiwilliger Armuth verdammen, während man im Reichthum sitzen könnte; heißt einer Vergangenheit und eines Ursprunges sich schämen, der, als protestantische Kirche, unser Stolz und unsere Krone sein sollte; heißt sich die Nase aus dem Gesichte schneiden, weil man sie als fremdartig und zu weit vorstehend erklärt hat. Wir halten treu und fest, um unseres Glaubens und unserer Kirche willen, an diesem heiligen Erbe unserer Väter und halten uns, dem ohngeachtet, noch für so nützliche und gute französische Bürger und Unterthanen, als jene Schreier und Diener des Eigennutzes und der Mode je gewesen sind oder je werden mögen." —

Nicht nur die Kämpfe unserer heimischen Kirche, die oft in gehässige, persönliche Verfolgungen ausarteten, welche sein feinfühlendes Gemüt erschütterten, sondern auch der große Kampf mit dem Ultramontanismus, den er schon damals als den gefährlichsten Feind unseres Landes erkannte, lagen schwer auf seinem Herzen. Nie konnte er sich deswegen mit dem aus Blutvergießen und Niederträchtigkeit hervorgegangenen zweiten Kaiserreich aussöhnen und sah mit immer größerem Bangen auf die zunehmende Französisierung der elsässischen protestantischen Kirche, von der er nur Unheil für die Sache der Geistes- und Gewissensfreiheit erwartete.

Hier einige Briefauszüge, die seine Anschauung kund geben: „Die sogenannten Pietisten sind versöhnlich und vernünftig geworden und durch den pfäffischen Hochmuth und die skandalöse Verdammungssucht der Lutherischen zum Theil kurirt worden. . . .

„An meinem dritten Bande Beza habe ich leider noch

keinen Buchstaben geschrieben. Die Vorarbeiten liegen wohl da, aber müßig. Alles Kämpfen und Streiten ist nicht geeignet, den Geist zu einer historischen Ruhe kommen zu lassen. Die religiösen Fragen und namentlich die konfessionellen nehmen in Deutschland und überall einen höchst bedenklichen Charakter an, und ich sehe den Augenblick, da zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Unirten und Altlutheranern alles in hellen Flammen auflodern werde. Stand uns doch sogar der schrecklichste Schlag in Frankreich, die Aufhebung der Civilehe bevor, was in den Folgen mit Aufhebung der Gewissensfreiheit gleich gewesen wäre. Wenn jemals, so gilt es jetzt, den Muth zu stählen und zu stärken, da sich alles bückt, biegt, beugt, biegelt und schniegelt und namentlich gewisse Pfarrer, die früher in ihrem Unverstande das Maul nicht weit genug haben aufreißen können. Gott besser's!" (16. April 1853.) —

Wie schwer ihm das mühselige Vorwärtskommen in geistiger und materieller Hinsicht fiel, wie hart er in der Tretmühle finanzieller Sorgen litt, beweisen folgende Zeilen: „Volentes ducunt, nolentes trahunt fata! Diesen alten Spruch sagte ich mir beruhigend, als ich geistig und körperlich beinahe ganz zu Grunde gerichtet war. Wie lange dieses Leben noch fortdauern wird, diese Zwitterzeit harter Prüfung und wahrer Verviertheilung, das weiß Gott! Das ist das einzig gewisse, welches daraus hervorgeht, daß ich geistig dabei wie ein armes Pferd am Sandkarren abgemartert werde, meine litterarischen Arbeiten liegen bleiben und die jugendliche Lust und Schwungkraft gelähmt wird. Der Teufel möcht' so länger leben! muß ich beinahe auch mit Faust voller Unmuth ausrufen, und es drängt mich vergeblich, die letzte Hand an Beza zu legen, sonst könnte die Sache in einen Marasmus ausarten und vollends ersterben. . . . . Ermahnen Sie, spornen Sie mich an, selbst

die Bären können nur einen Winter lang an ihren eigenen Tatzen saugen; es gibt Augenblicke, wo ein kleiner Wink, ein väterlicher Blick Wohlthat, ein Sporn ist, der uns wieder alle Freudigkeit, alle Schnellkraft gibt, der man in dem unermeßlichen Labyrinth der Wissenschaft und in dem praktischen abstumpfenden Leben so oft bedarf." —

Zum dritten Male hieß es damals, daß Baum's Einrücken ins Ordinariat nur eine Frage der Zeit sei; darauf antwortet er, daß über Hoffen und Harren mancher zum Narren werde, und er fährt fort: „Ich hätte allerdings die „Leute" mehr „kultiviren" sollen, aber das Scharwenzen ist mir nun einmal in meiner innersten Seele zuwider, unter welcher Form und Gestalt es auch auftrete, und nachdem ich es mein Leben lang verschmäht, werde ich mich am Ende zu demselben nicht um eines äußeren Vortheils willen bequemen. Hic murus aëneus esto: nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

„Es ist eine Gnade von Gott, die er mir in die Wiege als mein Erbtheil gelegt, daß Unfälle und Hindernisse meine Kraft erst recht wecken und stählen, weit entfernt, sie zu beugen oder gar zu brechen. Wenigstens soll man das einst auf meinen Grabstein setzen können: „Nie hat er geheuchelt, mit Glauben seine Brust gestählt, hat keinem Menschen je um Gunst geschmeichelt, daß er ein Mensch war, nie verhehlt." Auch ermahnt uns ja der große Apostel, nicht anderen zu predigen und selbst verwerflich zu werden. . . ." —

„Nun, Du siehst," schreibt er mit Humor an seinen Bruder, den Oelmüller, „daß es eben noch Welt ist, und daß, wenn die Gasbeleuchtung das Oelgeschäft drückt und ihm im Wege steht, auch mein Licht, das doch noch keine Sonne ist, wie es scheint, den anderen im Wege steht. — Was mich

über all diese Plackereien am meisten erhebt und von jeher mein bester Trost in den akademischen Verhältnissen war, das ist die Liebe und die Zuneigung der Jugend, die Gott Lob nie durch Popularitätsjägerei erworben wird, sondern auf dem Wege des Rechtes. . . . Anregung ist nebst faktischen Kenntnissen das schönste Ideal des Lehrers. Wirken auf Herz und Kopf derjenigen, die einst berufen sind, als Apostel auszugehen in alle Welt und das Evangelium des Heils in Christo zu verkündigen, das ist wohl das Belohnendste, was einem akademischen Lehrer zu Theil werden kann, ist mehr, als aller Schriftstellerruhm oder sonstige Ehre. . . . Dergleichen Erlebnisse sollen doch wohl auch dazu dienen, Charakter, Ansichten, Glauben zu reinigen und zu stärken und auf das Eine, was Noth thut, hinzuweisen. Wie Noth, ach wie Noth thut es, auch in unserer theologischen Fakultät, daß mehr religiöses Leben, Begeisterung für Christus und sein Werk unter den Menschen in den Herzen derjenigen sei, welche das jugendliche Gemüth heranbilden und ausrüsten sollen zu dem großen und schweren Amte!

„Cunitz ist nun auch am 29. August vorigen Jahres, gerade auf der 9000 Fuß hohen Gletscherfirne des Monte-Moro vierzig Jahre alt geworden! So einen Schatz und kostbares Werkzeug lassen die Herren aus Neid, und weil er sich nicht vordrängt, unbenutzt! Meinen Sie, irgend Jemand regte auch nur einen Finger, um einen der ausgezeichnetsten und tüchtigsten Männer, die wir hier haben (denn das ist Cunitz), zu produziren und ihm zu der gebührenden Stellung zu verhelfen? — Ach, verlaß dich auf andere, dann bist du verlassen! Selbst, das ist der Meister! Viel leisten, das Herzblut hingeben und sich auf alle Weise kritisiren lassen, daß muß man aushalten können. Man kann es aber allein, wenn man sich fest ins

Herz faßt: ich will's Einem zu Lieb und zur Ehre thun, der da droben sitzt, der dir alle Tage so viel Gutes thut, und vor dem du nicht werth bist, nur ein gesundes Auge und eine gesunde Hand zu haben, geschweige denn einen gesunden und fröhlichen Leib und ein Leben, in welches er seine Gnade tagtäglich scheinen läßt." —

16. April 1853. In Sachen des Thomasstiftes und des Prozesses um dessen Stiftungsgüter schreibt Baum: „Der Streich ist zu infam: auf eine solche Weise allen unsern Anstalten und Kirchengütern im Bereiche des Elsasses und Lothringens, ja dem ganzen Protestantismus in Frankreich wie ein Straßenräuber an die Kehle zu springen; es ist nichts mehr und nichts weniger als ein Anfang von einer Art Révocation de l'Edit de Nantes. Zuerst hat man die Anstalten und Schulen der Reformirten in Frankreich unmöglich gemacht, dann hat man sie aufgehoben, dann hat man gesagt: Wer im Auslande studirt hat, ist verdächtig und kann nicht angestellt werden, und dann kam man zu der Aufhebung eines vier Mal ewig und unwiderruflich erklärten Vertrags. Es entspinnt sich hier am materiellen Theil ein Kampf auf Leben und Tod mit dem Ultramontanismus, der einen Bund im ganzen Rheinthal, in seinen Bischöfen Ketteler von Mainz, Weiß von Speyer, Räß von Straßburg und dem Rebellen von Freiburg im Breisgau geschlossen und sich, wo nicht die gewaltsame Vernichtung, so doch die Untergrabung des Protestantismus in seinem äußeren Bestand zum Ziele gesetzt hat." —

So mußte Baum erleben, wie jetzt in die Aehren schoß, was er bereits als Jüngling hatte sprossen sehen: jene fortschreitende ultramontane Bewegung, die bei der Säkularfeier des protestantischen Gymnasiums im Jahre 1838 schon so mächtig hervortrat, daß der Name der Protestanten siegreich bekämpft

wurde. Am 2. April jenes Jahres hatte Baum geschrieben: „Hier ist alles in Bewegung, um die Zurüstungen zur 300 jährigen Säkularfeier des Gymnasiums zu veranstalten, welche sehr glänzend, aber wenig protestantisch werden wird; denn auf der Rückseite der zu prägenden Münze wollte man selbst in der von Lachenmeyer verfaßten lateinischen Inschrift nicht einmal die Worte Senatus academicus & civitas protestantium dulden. Man darf also nicht einmal sagen, daß das Gymnasium eine von der protestantischen Akademie und vom protestantischen Magistrat, von der protestantischen Bürgerschaft gegründete und bisher erhaltene Schule ist!" —

Ein weiterer Vorstoß in dieser Richtung fand 1840 statt bei der Einweihung des Gutenbergdenkmals, welches aus freiwilligen Beiträgen der Gesamtbevölkerung errichtet wurde; die Bildhauerarbeit war ein Geschenk von David aus Angers. An dem Festzuge nahm Teil die Geistlichkeit einer jeden Konfession; doch ein Augenzeuge berichtet, daß die Läden eines am Gärtnersmarkt wohnenden katholischen Pfarrers hermetisch verschlossen blieben. Ein anderer schreibt: „Nur die zwei ersten Festtage waren die schönen, wahrhaft idealen Bas-Reliefs sichtbar, dann sind sie plötzlich verschwunden. Wie? durch wen? warum? das ist ein Räthsel, ein hübsches Räthselchen für Katholiken und Protestanten!" — Die Gestalt Luther's, als desjenigen, der die erste deutsche Bibelübersetzung dem V o l k e im Drucke gab, war vom Künstler an einem Bas-Relief angebracht. Vergebens schlug er vor, um Frieden zu stiften, den Kirchenfürsten Bossuet daneben zu stellen. Eine Petition an den Minister der öffentlichen Bauten wurde in Umlauf gesetzt; man bezeichnete darin als unerhört, daß einige unruhige Köpfe (brouillons) die Religion der Mehrheit der Franzosen öffentlich beschimpfen und den Klerus einladen dürfen,

der Heiligsprechung (canonisation) Luther's beizuwohnen, unter dem Vorwand, den Erfinder der Buchdruckerkunst zu ehren. Es sei eine Versagung der Gerechtigkeit seitens der Stadtbehörden, die Katholiken so schändlich zu beleidigen; den aufwieglerischen Mönch führe man durch Ränke und Fopperei vor (mystification honteuse et supercherie) u. s. w. — Luther's Bild war und blieb verschwunden; dessen Stelle nimmt nun ohne Widerrede der Freidenker Diderot ein! Auch die ketzerischen, der lutherischen Bibelübersetzung entnommenen Worte: Es ward Licht, mußten weichen; unverfänglich und rechtgläubiger klang es: La lumière fut!

6. Neue „Beweise der Kraft".

Die aufreibende, zersplitternde Thätigkeit, auch traurige Erfahrungen und Zurücksetzungen, verbunden mit einem mächtig aufwallenden Temperament bei sehr zart besaitetem Gemüt, beschleunigten die Entstehung einer Herzkrankheit (1854—55), die erst nach langen Monaten mittelst einer Kaltwasserkur und vollständiger Ruhe im Hubbad am Fuße des Schwarzwaldes beseitigt werden konnte. Das liebliche Bühlerthal und dessen Umgebung blieb von da an lange Jahre hindurch das bevorzugte Ziel von Baum's wöchentlichen Ausflügen. Wer ist unter seinen Schülern und näheren Freunden, der nicht mit ihm, wenigstens einmal, hinaufgezogen wäre zum Wodanfelsen, „seinem Landsitze", von dem der Blick ungestört über das herrliche Rheinthal hin bis zum Straßburger Münster und zu den blauen Kuppen der Vogesen schweifen konnte, während die Brust, nicht mehr von den vier Wänden einer dumpfen

Studierstube eingeengt, in vollen Zügen die frische, Gesundheit spendende Bergluft einatmete! Welche unter denen, die ihn in jenen Jahren begleiteten, erinnern sich nicht an die Stunden, die sie, an den Fällen von Allerheiligen oder am Ufer des geheimnisvollen Mummelsees gelagert, unter scherzenden und ernsthaften Gesprächen, die aber immer mit dem köstlichsten Humor gewürzt waren, verbrachten, Stunden der körperlichen und geistigen Erholung für ihn, für seine Freunde und seine Schüler! — Den 24. Juli 1855 schrieb er von der Hub aus an seine Schwestern: „Ich war, glaube ich, in meinem Leben nicht so dankbar gegen den lieben Gott als jetzt, da es scheint, als wolle er in seiner Gnade mir die vorige Gesundheit wieder schenken. Es ist ein Geschenk aus seiner Hand und er hat mir sie ja vierzig Jahre lang und darüber geschenkt. Wie hätte ich mich, wenn er es anders mit mir beschlossen hätte, beklagen dürfen, da so viele Menschen, die nöthiger auf der Welt erscheinen, dieses Glück nicht genossen haben und bis auf den heutigen Tag nicht genießen. Er hat mich diese sechs Monate in einen gelinden Schmelztiegel gethan und mich erprobt und geläutert und mit Feuer getauft in mancher langen und ängstlichen Nacht, da ich mit ihm gerungen, bis ich mich ihm ganz mit Leib und Seele ergeben, mit allem was ich außer ihm Liebes und Theures in dieser Welt habe. Nun so er mich durch das Wasserbad wieder gesund machen will, sage ich doppelt fest und freudig: Er, Er sei gepriesen, den ich durch Christum erkannt habe, den ich gepredigt, geliebt und gelobet, und vor dem, wenn ich alles dies noch tausendmal mehr und besser und eifriger gethan hätte, ich doch nicht werth wäre, ein gesundes Auge, einen gesunden Finger zu haben, mit dem ich diese Buchstaben zu schreiben vermag. Hat er mir nicht obendrein so treue und

liebevolle Geschwister und Freunde gegeben, die mich mit ihrer Liebe und ihrem Worte mehr als alle Arznei gelabet, wo so viele sind, deren sich niemand annimmt? Hat er mir nicht die äußeren Mittel reichlich geschenkt, daß ich meine Gesundheit pflegen kann, während viele nicht allein in Krankheit, sondern auch in Elend und Noth schmachten?

„Ich erhielt von so manchen mir persönlich unbekannten Personen, meinen Zuhörern, briefliche Beweise der rührendsten Theilnahme und Fürbitte für mich armen sündigen Menschen, der ich wahrlich nicht sagen kann, daß ich gethan habe, was ich zu thun schuldig war, so daß ich mich voll Beschämung fragen mußte, womit ich denn dies alles verdient hätte? Ja, Gottes Gnade ist es. Ich predige sonst in Briefen nicht gern, wie Ihr wißt. Aber wes das Herz voll ist, des geht der Mund über: Gottes Gnade erkennen, ist die höchste Seligkeit.“ —

Längere Zeit aber war erforderlich, um seine Gesundheit wieder völlig herzustellen. Unnötige Aufregungen mußten vermieden werden. Trotzdem sollte er im Frühjahr 1856 schon wieder eine neue Probe bestehen, die aber zum Glück besser ablief, als er hoffte.

Nach Pfarrer Hermanns Tod sollte die Ernennung eines neuen Pfarrers an der Thomaskirche wo möglich dazu dienen, durch Einführung französischer Gottesdienste dem Französischen in der Kirche Vorschub zu leisten. Dank der energischen Einsprache des Konsistoriums, das damals noch einstimmig dagegen war, blieb dies vorderhand ein frommer Wunsch, um so mehr, da der neue Pfarrer in allem mit seinen Kollegen übereinstimmte, mit denen er immer freundschaftlich verbunden blieb, wie Baum selbst von ihm schreibt (21. Januar 1857): „Der neue College ist in doctrina und

moribus ein guter College, was mich nicht wenig tröstet, denn die bisher in unserer Thomaskirche bewahrte religiöse Eintracht ist das Palladium, welches ich über alles setze." — „Gute Collegen," sagte er einmal, „sind Paradiesvögel und darum auf dieser Erde selten, namentlich unter den Geistlichen, weil eventuelle Reibungen in innere Verhältnisse meist tief eingreifen." —

Ich kann mit dieser Periode seines Lebens nicht abschließen, ohne des Konfirmationsunterrichtes zu gedenken, den er drei Monate lang interimistisch geben mußte. An dieser Konfirmation, der einzigen, die er in seinem Leben vornahm, waren meine Schwester und ich so glücklich Teil zu nehmen. Wie flogen uns die Stunden so schnell dahin, wenn er sprach und uns immer neue Lichtseiten des christlichen Glaubens offenbarte! Wir fühlten uns frommer und seliger und die religiöse Begeisterung riß uns hin, das Leben mit Christo allein als das schönste begehrenswerte Ziel zu suchen. Und wie wir dachten viele, die mit uns dieses Glück genossen, um welches wir schon oft die Knaben beneidet hatten, welche unsern geliebten Lehrer täglich im Gymnasium hören durften. Ihm, dem Freundschaft und Liebe eine Lebensbedingung war, half auch diese Anhänglichkeit der Jugend, die sein innerstes Wesen durchschaute, über manches bittere Leid hinweg.

Am Vorabend der Konfirmation offenbarte er uns sein eigenartig gestaltetes tieffrommes Wesen in folgenden Worten (1856): „Ihr wollt mit Eurem Fahneneide Ernst machen; brav so! Darüber bebt mir das Herz vor Freude. Wem's nicht schwer wird, der ist entweder ein vollkommener Christ oder ein leichtsinniger Formalist, der es abthut, um es gethan zu haben. Es ist mir zu Muthe, wie einem Kriegsmanne, der schon dabei gewesen ist, und der seine jungen

Kameraden zum ersten Male in's Feuer führen muß, und der mit muthiger Herzensfreude siehet, wie zwar ihre Seele einen Augenblick bebt, wie sie aber herzhaft darauf los marschiren. Der Muth kommt denjenigen, die das Herz am rechten Flecke haben, mit dem Gefecht.

„Es ist ein wunderlicher Kampf, den wir Christen zu bestehen haben. Da geht es nicht gegen andere hauptsächlich, sondern vor allen Dingen gegen sich selbst. Aber die große und heilige Liebe vermag das alles und nur sie allein; mit dem Befehlen und Commandiren richtet man gar nichts aus. Diese große und muthige Liebe ist stärker als der Tod. Christus hat's gezeigt und viele edle Herzen, die sich muthig das Losungswort in's Herz geschrieben: Ihm nach! — Da ist nichts Weinerliches, Verzärteltes, sondern etwas Großes und Hochherziges und Starkes, und doch ein unendlich süßes und seliges Gefühl, das einem so wohl thut wie nur die reinste Liebe wohl thun kann. Das macht so muthig und so freudig und so fröhlich, wie nur das heiligste und reinste Liebesgefühl muthig, freudig und fröhlich, das heißt fromm machen kann. Davon muß der göttliche Theil des Menschen leben, und wenn diese Liebe ihm fehlt, so verdirbt er und geht unter." —

Es war leider in späteren Jahren Baum's Gewohnheit nicht mehr, seine Predigten niederzuschreiben; einige Gelegenheitsreden ausgenommen, ist keine vorhanden, die einen Einblick in seine Predigtweise gäbe. Er pflegte aber seine Handbibel (de Wette's Uebersetzung) mit Randglossen zu versehen. War sie durch deren Menge ihm unbequem geworden, so schenkte er sie wohl auf Wunsch weg und begann mit einem andern Exemplar. Aus dem letzten, das er mit seinen Bemerkungen füllte, sind folgende Auszüge entnommen:

Matth. 10, 39: „Wer sein Leben erlanget, erkauft mit Verleugnung der Wahrheit und Hintansetzung und Uebertretung der Christenpflichten, sei es direct oder indirect, Leben mit allem was daran hängt; wer Bequemlichkeit, Reichthum, Ehre, Menschengunst oder Menschenfurcht höher achtet oder vorzieht, wird das geistige höhere Leben, Friede und gutes Gewissen verlieren. Wer dies aber alles, ja wenn es sein muß, das Leben des Leibes selber nöthigenfalls opfert, der findet und bewahrt das Höhere, der erlangt erst recht das wahre Leben."

Matth. 11, 19: Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket; so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Geselle. — „Komm nur wieder, lieber Herr, und lebe unter uns, wie du unter den Deinigen gethan, bekümmere dich nicht um die gebietenden Herren Oberen und um diejenigen, die sauer sehen bei ihrem Fasten und die Säume an ihren Kleidern breit machen, und gehe, wie es deine Gewohnheit war, mit den von den Herren Geistlichen Verachteten oder Verdammten um, so wirst du noch ganz andere Dinge hören!"

Matth. 20, 22: „O liebes, oft so verblendetes Mutterherz, du weißt nicht, was du bittest! Einen zu der Rechten und den anderen zu der Linken, nichts weiter! was das Kelchtrinken anlangt, so gehen Mutter und Söhne mit harmloser Zuversicht darauf ein. Den bittern Kelch müssen alle mit ihrem Herrn trinken, das ist gewiß; die Welt sorgt dafür; sie läßt ihnen reichlich die Feuertaufe der Trübsal, Spott, Verfolgung auf Leib und Leben angedeihen. Mutter, es stehet geschrieben: Trachtet nicht nach hohen Dingen."

Lukas 19, 10: Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. — „Dies allein schon, dieser himmlische und zugleich menschliche Beruf soll ihm

alle Seelen öffnen; suchen und selig machen, was verloren, verirrt — das fühlt ein jeder, das ist göttlich. Verloren in der Welt, verloren im Irrthum, nicht nothwendig ein Verbrecher vor der Welt, sondern vielleicht sehr angesehen, geehrt vor der Welt und doch verirrt und verloren. Schau in dich, schau um dich, so werden dir die Beispiele nicht fehlen."

Luk. 10, 42: „Eins aber ist Noth, nämlich so oft man eine solche Gelegenheit hat, vor allen Dingen sich mit dem zu beschäftigen, was das ewige und unvergängliche Heil und die Wohlfahrt des Herzens und der Seele fördert. Eins ist das allein, das wahrhaft Nothwendige und Höchste mitten in dieser Welt der Beschäftigung und des Jagens nach dem tausendfachen vermeinten Nothwendigen: die Seele mit dem Ewigen und Unvergänglichen zu nähren, das Jesus bringt und giebt denen, die verlangend zu seinen Füßen sitzen. Eins: daß das Herz mit dem Brode des Lebens gestärkt, fest und gewiß werde. Maria ist deswegen nicht als eine contemplative Nichtsthuerin und Martha nicht als eine ewige Hausunruhe zu denken. Jesus aber zieht das stille Verweilen bei ihm in einer trauten Stunde der Einkehr der zerstreuenden Vielbeschäftigung (wenn's auch zu seinem Dienste wäre) vor. Jenes ist Einsaugen seines Odems und Geistes, dieses oft nur frommes Außenwerk, Sorgen des Lebens, die mit dem Samen aufgehen und ihn ersticken, wie die Dornen dort im Gleichnisse. Eins ist Noth: Gott durch Christum."

Matth. 25, 40: Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. — „Das ist, wer's verstehen mag, der wahre Glaube an Christum, und das ist der Grundstein des Reiches Gottes auf Erden."

Matth. 9, 16—17: „Ei, ei, das ist ja sehr radical, wird manche steif orthodoxe lutherische Satzungsschrift sagen; und

sehr cultuswidrig gegen die historische Tradition, kirchen- und liturgiefeindlich, so werden die Cultuspfaffen aller Parteien sagen."

Vom Briefe Jakobi schrieb er: „Weit entfernt, ihn für strohern zu halten, will mir dünken, daß dieser Brief einer der eindringlichsten und erbaulichsten sei, in dem mehr Körniges als in manchen anderen. Nur ist der Zusammenhang, besonders gegen das Ende, nicht wohl einzusehen oder fehlt vielmehr ganz. Die Polemik gegen die von vielen als bloßes Formelannehmen mißverstandene und mißbrauchte Lehre Pauli von der Rechtfertigung ist unverkennbar.

„Merke daher: Glaube heißt hier bloßes Wissen und Annehmen einer Formel oder Thatsache und sich steifen darauf ohne die treibende lebendige Kraft."

Jak. 2, 26: Der Glaube ohne Werke ist tot. — „Die von vielen gewiß mißverstandene hohe und geistige Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, welche Paulus auf der Höhe seines freien Standpunktes so sehr einprägte und die auch jetzt noch so oft mißverstanden wird, weil so viele die ganze Fülle und Bedeutung von „Glauben" nicht fassen, mag zu dieser ganzen Stelle Anlaß gegeben haben. Das Annehmen und selbst das fanatische Festhalten an gewissen Lehren und Formeln ist noch nicht Glauben, und doch ist das im besten Falle der Glaube der größeren Menge."

Jak. 4, 12: „Es ist ein einiger Gesetzgeber, der kann selig machen und verdammen. — Geht zuvörderst auf die Lehrer, welche von verschiedener Richtung (paulinischer und judaisirender) einander gegenseitig verdammten und verketzerten und so Verwirrung und Zwietracht anrichteten, die bei denen, welche draußen in der Gemeinde waren, als schmachvolle Anklage auf das Gesetz, d. h. die christliche Religion selbst zurückfielen und

in den Augen gar vieler, derselben unsäglichen Schaden brachten, wie leider heute noch!"

Jak. 5, 1—6: „Ihr Fabrikherren und sonstige weiße Sklavenhalter, ihr Geizkrägen aller Art, spiegelt euch!"

Ueber das Abendmahl. Matth. 26, 29: Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken. — „Er hat also bei diesem Mahle und wahrscheinlich, ja ganz natürlich aus demselben Becher und von dem Gewächs des Weinstocks getrunken. Daß er so ganz einfach vom Gewächs des Weinstocks redet und auch nicht die leiseste Ahnung hat von Transsubstantiation oder von in, sub und cum, ist höchst unkirchlich."

1 Kor. 2, 8: „Die Kreuzigung ist also eine Folge der Verblendung, der Verstocktheit, wäre zur Erlösung nicht nothwendig gewesen. Hätten die jüdischen Oberen die Weisheit in Christo erkannt, so wäre er nicht am Kreuze gestorben."

1 Kor. 10, 16: „Leib und Blut Christi kann hier gar nichts anderes heißen als Christi Person mit allem, was er durch Leben, Lehren, Leiden und besonders durch seine aufopfernde Hingabe und seinen Tod am Kreuze für uns geworden ist. Gemeinschaft des Blutes, Gemeinschaft des Leibes Christi kann nichts anderes heißen als geistige Gemeinschaft der Person Christi und mit allem folglich, was er für uns gethan und gelitten und was er durch seinen Tod (Vergießung seines Blutes) erworben hat."

Von der Trinitätslehre. Römer 1, 3: „Kann man heller und deutlicher dem Symbolum widersprechen? Kann man in einer solchen solennen Erklärung die Subordination deutlicher aussprechen?"

1 Tim. 6, 16: „Wenn Paulus die dogmatische Idee der Trinität gehabt und von dem Sohne gehalten wie das athanasianische Bekenntniß, wie hätte er so schreiben können?"

Lukas 22, 70: Bist du denn Gottes Sohn? — Ihr sagt es, ich bin's. — „Ist die athanasianische Trinitätslehre buchstäblich wahr und, wie man sagt, der Kern und Stern des Christenthums, so hat hier Christus, trotzdem daß er es besser wußte, nicht recht geantwortet; denn er hätte in diesem feierlichen Augenblick sagen müssen: Mehr noch, ich bin wahrer Gott und Mensch. Das sagte er aber nicht, und so wird's denn, allen Concilien und allen symbolischen Büchern zum Trotz, dabei sein Bewenden haben: Er ist der Sohn Gottes."

Apostelg. 4, 32—35: „Sie waren e i n Herz und e i n e Seele; es war ihnen alles gemein. — Die schöne Begeisterung muß Einem zu Herzen gehen; aber die sämtliche Gemeinde verarmte dadurch so sehr, daß sie von den Almosen der Heidengemeinden leben mußte. Paulus kam nie ohne Collecte nach Jerusalem; das ist das Ende des aus den reinsten Quellen entsprungenen Communismus. Wenn das am grünen Holze geschah, was würde am dürren werden?" —

Als erste Regel für den Prediger hat er einmal hingestellt, „nichts vorzubringen oder so zu sagen, wie es Christus und die Apostel für unwürdig gehalten hätten, daß es gesagt würde," und als letztes und oberstes Ziel stand ihm bei seiner Wirksamkeit stets vor Augen, was als tiefer Ernst aus dem Humor der Worte tönt: „Es könnte unser Herr Gott den Theologen keinen größern Tort anthun, als wenn er alle doktrinellen Fragen einhellig von allen (ich rede unmögliches) annehmen ließe. Dann müßten sie entweder praktische Christen werden, oder sie müßten vor lauter Aerger und Langeweile zu Grunde gehen." —

---

7. Protestantische Studien und Bekenntnisse.

Es war im Jahre 1856, als Baum anfing, seine Sammlung handschriftlicher Briefe (Thesaurus Epistolicus Reformatorum alsaticorum) anzulegen. Sein Wunsch, sie im Druck erscheinen zu lassen, ging freilich nicht in Erfüllung, und bis zu seinem Ende standen die 22 mächtigen Quartbände nebst einer gleichen Anzahl von Convoluten auf dem Bücherschaft seines Schreibtisches; die Frucht einer jahrelangen unverdrossenen Arbeit, waren sie ihm das teuerste Stück seiner ganzen Büchersammlung. Und doch bestand diese zu zwei Fünfteln aus seltenen Werken, besonders aus der Reformationszeit, meist Originaldrucken, die er auf einer Auktion erstanden oder staubbedeckt aus dem Winkel irgend eines Antiquariats, wo sie der Vergessenheit und den Würmern anheimgefallen waren, mit seltenem Geschick hervorgezogen und oft um verhältnismäßig geringen Preis erworben haben mochte. So kam er in den Besitz vieler Unica, die sich kaum in Paris oder in Genf wiederfinden, vor allem Erzeugnisse der französischen Reformation, dann auch kleinerer Schriften der deutschen Reformatoren, Flugblätter und Pamphlete. Diese seine Bücher nennt er selbst „alte liebgewordene Freunde, treue Helfer und Tröster, die ihm über die Unbilden und die Folgen der eigenen Mißgriffe im Leben glücklich und stärkend hinausgeholfen." — Auch von der Bibliothek des Wilhelmitanums, die er fleißig benutzte, schreibt er einst: „Wie vieles Dürftige und Lückenhafte habe ich nicht durch die Klosterbibliothek in meiner Erkenntniß ausbessern und ausfüllen können! Ohne den Reichthum und die Mannigfaltigkeit dieser Bibliothek, zu meiner kraftvollsten Zeit, hätte ich Nichts oder wenigstens in geistiger

Hinsicht nicht das leisten können, was die Nachsicht mancher meint, daß ich geleistet. Wie unendlich vieles bin ich den Sammelbänden aus dem 16. und 17. Jahrhundert, welche die Cimelien der Sammlung bilden, in Theologicis und im Praktischen schuldig! Das verdanken wir alles dem häuslichen, patriotischen und mildthätigen Sinne und den Vermächtnissen unserer Straßburger Vorfahren, denen das „Kloster“ lange Zeit hindurch ihr Augapfel war. Auch mich heimelt dieser Geist an, wenn ich das Werthvollere meiner Bibliothek betrachte. . . . . Wenn ich an diese Klosterbibliothek denke, so könnte ich eine wahre Dankbarkeits- und Bildungsgeschichte (wenigstens die meinige) schreiben und die des alten Straßburger protestantischen Stadt- und Bürgergeistes.“ —

Inmitten angestrengter Arbeit wußte Baum sich den Geist immer frisch und freudig zu erhalten und dabei andere zu trösten und zu ermutigen oder anzuregen und zu begeistern. Mit Bruch wurde er nach und nach vertrauter, je schwerer diesem, der so glänzend seine Laufbahn begonnen, die nunmehrigen Verhältnisse wurden. So schildert Baum sein damaliges Leben (28. Dezember 1857): „Ich gehe für mein Theil in dem Geschäftskarren, auf den immer mehr geladen wird, durch manche dornige und steinige Wege, so gut ich kann, doch auch wieder mit erneuter Gesundheit, so lange Gott will. Immer viel Kämpfe und viel Streit von innen und von außen. Neid und Ehrgeiz der Menschen, Dummheit und Bosheit, Pfafferei und Heuchelei, das sind die Hauptingredienzien, aus denen der Teig des gewöhnlichen Umgangslebens zusammengeknetet ist. Wenn ich dabei nicht mein inneres wissenschaftliches und religiöses Leben hätte, in welches ich mich immer wieder wie in den wahren Teich Bethesda hinablasse, mich zu

heilen von den Wunden und Schindereien, ohne die der Kampf des Lebens nicht abgeht, so wäre ich wirklich wie so manche andere zu dem Verkommen und Untergehen verdammt in der Schwindelsucht und der Fraubasenwirthschaft der Zeit. Nachrichten und Neuigkeiten von hier sind wenige: interessiren kann Sie nur etwa, daß Cunitz endlich nach 17jährigem Privatdocententhum zum Professor extraordinarius, mit 600 Fr. Gehalt, ernannt worden ist; wenn er nun so lange Extraordinarius bleibt wie sein College Baum, so kann er ein artiges Alter erreichen und wird zum Ordinarius nicht mehr zu jung sein. Bruch geht unter einem sorgen- und mühevollen Geschäftsleben und von den Orthodoxen beinahe so gründlich gehaßt wie noch einer, den Sie kennen, einem trüben Alter zu. . . . — Meine Person betreffend, so bin ich mit einer Biographie der Straßburger Reformatoren Butzer und Capito beschäftigt, über die kein sterblicher Mensch noch geschrieben. Da der ganze handschriftliche Nachlaß, namentlich die noch von niemand entzifferten Briefe in anderthalb Dutzend Foliobänden in unserm Thomasarchiv liegt, so habe ich mir vor allem bis jetzt etwa 900 Briefe großen Theils selber abgeschrieben, aus einer Schrift, vor der sich bisher die Gelehrtesten gefürchtet. Ich denke diesen in jeder Hinsicht merkwürdigen Schatz (2500 an der Zahl), der noch ganz unbekannt, mit Bewilligung meines Verlegers, zuerst herauszugeben und dann die Biographie folgen zu lassen. Auch haben diese Herren zusammen über 70 verschiedene große und kleine Werke geschrieben, die studirt werden sollen." —

Januar 1860: „Die Zeit, in der ich das Werk schreiben sollte, ist über dem Sammeln des Materials verstrichen; da habe ich nun seit drei bis vier Monaten auf der Galeere gesessen und sitze noch darauf und habe gearbeitet, daß die Haare

dampften, so daß die Mitternacht mich regelmäßig noch an meinem Schreibtische findet; der gute junge Spindler, den Sie bei mir gesehen, hilft mir wacker. Ich gehe nirgends mehr hin seit dieser ganzen Zeit, denn es ist keine Kleinigkeit, noch vier- oder fünfhundert Seiten Text zu liefern und zwar einer Geschichte, welche den Feinden unserer Elsässisch-Straßburgischen Kirche mit ihren giftigen Verleumdungen auf das Maul geben und womöglich ihnen dasselbe stopfen soll. Ich habe in meinem Leben noch nicht so gearbeitet. Der liebe Gott hat mich aber demohngeachtet (weil er wohl sah, in welcher Bremse ich stack und noch stecke) gesund erhalten. Kaum daß ich noch zur „Helikia" gehe. Dazu kommen meine zahlreichen Berufsarbeiten und das Rede- und Antwortgeben der vielen Besuche, auch manchmal noch eine Unpäßlichkeit eines Collegen, der mir seine Geschäfte aufladt. Ich sehe aber wiederum, daß es wahr ist: Je mehr man zu thun hat, desto mehr thut man auch in der That und desto ernster und leichter thut man's. Die gewöhnliche Arbeit ist dann wie eine Art Erholung." —

Trotz dieser Anspannung aller Kräfte wandte er auch den religiösen und kirchlichen Kundgebungen der Zeit dauernde Teilnahme zu. Obgleich man anfing, von oben her eifersüchtig auf die Beziehungen der protestantisch-elsässischen Pfarrer zu ihren deutschen Brüdern zu wachen, so scheute er sich nie, seine Sympathien unverholen kund zu geben und die deutschen Freunde bei ihren festlichen Gelegenheiten und in trautem geselligen Kreise zur Standhaftigkeit gegen den Ultramontanismus und das konfessionelle Zelotentum in der evangelischen Kirche anzufeuern. Hier möchte ich vorerst auf das Jahr 1856 zurückgreifen und ihn mit seinen eigenen Worten erzählen lassen, auf welche ihn charakterisierende Weise er in der Thomaskirche

den österreichischen Erzherzog (Kaiser Maximilian von Mexico) empfangen. Der Vorfall wurde damals viel besprochen (so geringfügig er an und für sich ist) und sogar von gewissen Leuten sehr getadelt, weil Baum den deutsch-protestantischen Geist zu keck herausgekehrt haben sollte.

23. Juni 1856: „Ich habe nicht vor dem Erzherzog von Oesterreich gepredigt, wie man Ihnen fälschlich berichtet hat, denn wie sollte ein so erzkatholischer Sprößling und Zögling der Jesuiten, dessen Bruder soeben durch das neue Concordat das Kaiserthum dem Clerus in die Hände gegeben, überhaupt dazu kommen, eine lutherische Predigt zu hören! Ich habe ihn aber an der Spitze des Konsistoriums und vieler Notabeln der hiesigen protestantischen Welt in der Kirche empfangen, die er besichtigen wollte, und zwar in einer französischen kurzen Anrede, die so gehalten war, daß er merken konnte, daß er einen evangelischen Geistlichen und einen Mann vor sich hatte, der, wenn es nöthig ist, auch zu Fürsten zu sprechen sich nicht scheut. — Ich glaube, es war gelungen. — Er war von seinem ganzen Gefolge und dem glänzenden Hofstaat umgeben, den ihm der Kaiser von Paris entgegengeschickt hatte, weswegen ich ihn auch, wie es die Etiquette erforderte, französisch anredete. Er ist ein langer, hagerer junger Mensch, blond von Haaren, die aber bereits sehr dünn sind, hat schöne freundliche Augen, aber das lange charakteristische österreichische Gesicht mit der herabhängenden Unterlippe. Ich erklärte ihm das Monument des Marschalls Moritz von Sachsen, führte ihn in die Gruft, indem ich ihm vorausging, schloß ihm die goldene Kapsel auf, in welcher das Herz des Helden verborgen ist und las ihm die Umschrift. Bei dem Heraufsteigen hätte er mir mit seinen langen Beinen, da er mir vorausging, das Barett beinahe vertreten, worüber er sich höflich entschuldigte,

sowie er denn äußerst human und einfach in seinen Manieren ist. Als wir oben waren fragte er: «Et le Comte de Nassau?» — denn seine Leute waren schon am Abend vorher in der Kirche gewesen und hatten ihm wahrscheinlich von der wunderlichen Mumie gesprochen: «Altesse Impériale,» entgegnete ich ihm, «c'est un aspect bien hideux que cette momie.» — «C'est égal, je désirerais la voir,» entgegnete er, denn die jungen Herren sind ebenfalls wie andere ihres Alters: das Gräßliche zieht sie an. — «En ce cas,» erwiderte ich, «Votre Altesse voudra bien avoir la bonté de me suivre.» Als wir vor dem Sarge standen, schien er einen Augenblick verdutzt: «On prêche ici en allemand,» fuhr er plötzlich heraus. — „Ja, Kaiserliche Hoheit," entgegnete ich deutsch, „man predigt in dieser Kirche noch ausschließlich deutsch; wir sind gute Franzosen, aber wir reden recht gern deutsch!" — „So, so," erwiderte er, „das ist sehr schön und brav!" — Dann senkte er seinen Blick gedankenvoll auf den alten Grafen aus dem 30jährigen Kriege. — «Sic transit gloria mundi, Kaiserliche Hoheit!" — „O Sie haben wohl recht," — entgegnete er ernst. Darauf gingen wir ins Schiff der Kirche zurück, wo der Fürst sich geschmackvoll über die Schönheit des Baues äußerte und fragte: Warum man nicht auch hier wie an anderen Orten den Stein blosgelegt habe, statt die weiße und graue Tünche zu lassen, worauf ich ihm antwortete, daß dies hier wohl nicht möglich sei, da manche Theile mit Backsteinen ausgeführt seien und weil man überhaupt allbereits von dieser Methode als einer unhistorischen zurückkomme. Da erklangen die Töne der Orgel in vollen und schönen Akkorden: „O, das ist ein wundervoller Effekt," rief er aus. — „Ja, Kaiserliche Hoheit, das ist eines der Meisterwerke des Straßburger Orgelbauers und Gelehrten Silbermann." — „Der Name ist

mir bekannt," erwiderte er. — Da nahte sich ein Herr in Gold und Seide über und über angethan: «Le Prince ne peut plus s'arrêter!» — Man sagte mir später, es sei der Duc de Tarente, seiner französischen Majestät erster Palastkämmerer gewesen — «Son Altesse Impériale et Royale,» entgegnete ich zum Erzherzog gewandt (denn der Kerl ärgerte mich mit seiner Frechheit), «ne voudra pas quitter ce sanctuaire, sans avoir jeté un regard sur le monument du maître et professeur d'un des serviteurs les plus distingués de la maison d'Autriche, Son Excellence le Prince de Metternich.» — „Wie, was ist das?" rief der Erzherzog und ich führte ihn zu Koch's Monument, erzählte ihm von dem Künstler Ohmacht. — „Ich danke Ihnen recht sehr, mich hierher geführt zu haben," fügte er hinzu, „nicht allein der Erinnerung, sondern auch des Kunstwerks wegen." — Darauf geleitete ich seine Hoheit zum Portal zurück; die hohen Herren bildeten einen Kreis, und der Fürst: „Ich danke Ihnen recht von Herzen für Ihre Güte und Ihren freundlichen Bericht." — «C'est à nous, Altesse, à Vous remercier de l'honneur que Vous avez bien voulu nous faire. Prince,» fuhr ich fort, «Vous brillez de jeunesse et d'espérance, et surtout de cette affabilité qui est l'apanage de Votre auguste maison; c'est cette affabilité qui nous donne le courage de recommander par Votre intermédiaire nos coreligionnaires protestants de toutes les confessions à la justice et à la clémence bien connues de Sa Majesté Apostolique, Votre auguste frère.» — Darauf machte der Fürst eine höfliche Verbeugung und sagte: «A vos souhaits» oder etwas dergleichen, denn das Gerassel der während des fürchterlichsten Platzregens vorfahrenden Wagen und das Wiehern der Pferde verhinderte das Verständniß. Wir verbeugten uns ebenfalls und somit

war die Ceremonie zu Ende. Bruch meinte, ich habe mich so benommen, als ob ich schon zwanzigmal dabei gewesen wäre. — „Ei, Herr Doctor," war meine Antwort, „ich werde doch ein solches Menschenkind empfangen können, dem ich, à la rigueur, noch Unterricht geben könnte!"

„Das ist nun meine Predigt vor dem Erzherzoge, von der man Ihnen gesprochen; daß mir diese Ehre (wie sie's heißen) vielfach beneidet worden ist, ist möglich. Daß ich mir aus dergleichen Dinge nichts mache, wissen Sie; daß ich den katholischen Erzfürsten empfangen, ist gut oder am Besten, denn ich habe mich so tief gebückt, als es der Anstand erforderte, aber nicht tiefer." —

21. Jan. 1857: „Hier, lieber Oheim, mein neuestes Opus, eine nothgedrungene Abwehr (Le principe de légalité et la conscience confessionnelle) und eine Abcontrafeiung des saubern Gelichters der „lutheranischen" Pfaffen, wie sie Bunsen in seinen „Zeichen der Zeit" vortrefflich bezeichnet. Denn auch w i r wollen uns, so Gott will, Luther's nicht schämen, auch w i r wollen lutherisch sein, aber nicht lutheranisch; Verehrer Luther's, Nachfolger in allen den hohen christlichen Tugenden, die den Glaubenshelden schmücken, aber keine blinden Anbeter, besonders in den Dingen, in welchen er sich offenbar geirrt oder die seither besser, klarer und vollständiger, evangelischer erkannt worden sind. Denn auch dieser weitere Fortschritt ist mittelbar sein Werk, wenigstens die Folge seines großen Werkes.

„Mit solchen Leuten, die in Deutschland jetzt Himmel und Erde bewegen und das „Ampt" wieder aufrichten möchten, muß ich die Zeit verderben, der ich sonst die Hände über und über voll Arbeit habe. Die protestantischen Städte Baierns, Nürnberg, das beinahe ganz protestantische Augsburg, Mem-

mingen, Lindau u. s. w. sind aufgestanden wie ein Mann gegen die Pfaffendecrete des Münchener Oberconsistoriums, und der katholische König (man denke!) hat den protestantischen Laien und Gemeinden seinen Schutz gegen die protestantische Amtspfafferei zugesagt. In welcher Welt leben wir! Aber, gottlob, die Laien, das Volk und zwar der gesundeste Theil desselben, nimmt sich der Sache und der Freiheit des Evangeliums an, weil die, so auf Mosis Stühlen sitzen, uns wieder zu Knechten machen wollen. Wenn ich drei oder vier Tage frei kriege, werde ich die Kosten nicht scheuen und hingehen und den wackern Nürnbergern die Hand drücken und ihnen sagen, daß wir das alte Sprichwort wieder wahr machen wollen vom Nürnberger Witz und dem Straßburger Geschütz. Das rechte und wahre Recht muß aber doch Recht bleiben, und dem werden zuletzt alle frommen Herzen zufallen. . . . Ich habe das Ding französisch geschrieben, weil der Angriff französisch war und weil ich wünsche, daß die Sache auch vor Caiphas und Herodes komme. Leset, Ihr Sacramenter, und wenn's wahr ist was ich Euch sage, so steht herzhaft dazu und macht die Sache zu der Eurigen, wie sie denn ihrer Natur nach die Eurige sein soll. Oder ist es Euch gleichgültig, ob Ihr und Eure Gemeinden, wenigstens mit der Zeit, unter den Buchstaben aller symbolischen Bücher und aller alten Kirchenordnungen geknechtet werden sollt? „Damit hat es noch keine Noth!" Ebenso sprachen in Preußen vor zwanzig Jahren Tausende von bequemen und auf ihrer Pfarrei ruhig sitzenden geistlichen Herren, und wie steht es jetzt?! Si vis pacem para bellum. Nam tua res agitur, paries cum proximus ardet. . . . Eine Neuigkeit noch: Der neue Philosophie-Professor am Seminarium kommt von Paris, — das ist genug! Kann kein Wort Deutsch und kennt keine deutsche Philo-

sophie! Das ist auch genug! Kehre dich um in deinem stillen Grabe, alter Vater Herrenschneider! — Bruch kratzt sich mehr als je in den immer noch schwarzen Haaren und meint auch, alle Teufel seien los!" —

8. Stimmen aus der alten Heimat.

Mit der Pfalz, seiner ersten Heimat, unterhielt Baum immer vertraute Beziehungen, besonders mit Gelbert, dem einarmigen Pfarrer von Landau mit dem jugendlich warmen Freundesherzen: „Die Zeiten lassen sich wieder ebenso an wie 1580," schrieb dieser (1857). „Viel Schimpf und wenig Glimpf, viel Reden vom wahren Glauben und leider wenig wahrer Christenglaube, viel Streit und Zwietracht und darum wenig Eintracht oder auch umgekehrt. Daß doch nur von oben und unten das große Wort begriffen würde, das Sie aus des Apostels Paulus, des großherzigen Universalisten Munde anführen, und das andere vom Geiste selbst: Einer ist euer Meister, Christus; Ihr aber seid alle Brüder. — Dann würde man von oben nicht so erbärmlich die Gewissen meistern wollen, und von unten sich nicht so jämmerlich meistern lassen in Sachen des Glaubens und christlicher Freiheit, wie beides leider in unserer Zeit so manchfach und an manchen Orten der Fall ist. Wir würden dann Alle bekennen: Einer ist von oben; wir alle aber sind von unten und wollen von ihm uns nach oben heben und tragen lassen, in gleichem Geist und brüderlicher Liebe nach oben trachten. — Sie aber, lieber Freund, sind immer frisch und froh, frei und fromm und wohlgemuth; darum thut's allen Guten so wohl, in Ihrer erfrischenden ermuthigenden Nähe zu sein."

August 1857: „Es ist freilich vielfach der Jammer unserer Zeit, daß viele tausend Herzen so zahm und unnatürlich gepreßt sind, daß ein rechter, kräftig bewegender, sittlicher und christlicher Unwille sie nicht mehr zu electrisiren vermag. Wäre das Herz eines Luthers so zahm gewesen, wie es jetzt bei so vielen ist, die Mücken seigen und Kameele verschlucken, wahrlich er hätte gedacht: Was geht mich Tetzel und sein Ablaßkram an — oder hätte im besten Falle einen ohnmächtigen innerlich zehrenden thatenlosen Ingrimm in der Seele genährt. — Unsere Pfarrer sind großentheils mattherzig geworden, aber die Gemeinden rühren sich, und das Letztere wenigstens ist erfreulich. Uhland hat schon vor vierzig Jahren gesagt: Untröstlich ist's noch allerwärts, doch sah ich manches Auge flammen, und klopfen hört' ich manches Herz. — Daß Sie mich und viele meiner Freunde in ihr flammendes Auge haben schauen lassen, daß das Pochen Ihres treuen muthigen Mannes- und Christenherzen uns so deutlich vernehmbar wurde, — Sie glauben nicht, wie wohl mir, wie wohl es uns gethan! — Wir wenigstens lassen uns nicht schrecken, wir werden uns nicht ducken. Kampf ist ja das Losungswort des wahren Christen, Kampf des Glaubens gegen Glaubenszwang, Kampf des evangelischen Gewissens gegen alle Gewissensknechtung, Kampf der Liebe, die alle umfaßt, gegen exclusive Engherzigkeit und Unduldsamkeit. Und wenn wir kämpfend unterliegen sollten, so winkt von Christi Kreuz der Kranz seliger Hoffnung, die Krone des Friedens und des Lebens denen, die da recht gekämpft. Ich lebe der freudigen Zuversicht, daß aus den Reihen derer, die den jeweiligen Stephanus steinigen und ihre wüthende Freude daran haben, wenn er blutig dahin sinkt, Der, der der Menschen Herz lenkt wie Wasserbäche, auch jedesmal einen Paulus er-

weckt. . . . Noch einen Wunsch eines Freundes kann ich nicht umhin Ihnen mitzutheilen, der mir heute schrieb: Wollte Gott, dieser kräftige Baum grünete bei uns und reichte uns die Blüthen und Früchte wahren christlichen Geistes und echter Religiosität dar." —

Auch Pfarrer Schmidt von Mörzheim schrieb 1858: „So lange noch Männer in Ihrer Stellung solche Grundsätze so frei und kräftig, so überzeugend für jeden Unbefangenen, so zerschmetternd für die Gegner öffentlich aussprechen dürfen und laut aussprechen wollen, so lange ist das Heiligthum der protestantischen Kirche, das Recht, in wohlgeprüfter Wahrheit und echt religiöser Aufklärung mit ungestörter Glaubensfreiheit stets voraus zu schreiten, geschützt und die Pforten der Hölle werden diese Kirche nicht überwältigen, noch weniger die papistischen Parteigänger ihren Staub austheilen. — An Vorkämpfern, wie wir in Ihnen einen verehren, fühlen wir in unsern pfälzischen Zuständen uns auf's Neue ermuthigt, unsere schwachen Kräfte fortwährend einzusetzen und auch, was der Kampf mit sich bringt, zu dulden, ohne zaghaft zu werden. Wir können unterliegen, die rachsüchtigen Gewalthaber können uns todt machen, aber wir ergeben uns nicht." —

Und später im Jahre schreibt noch Freund Gelbert, indem er von einem befreundeten jungen Theologen erzählt, der unter Prälat Kapff's Leitung tiefsinnig geworden und überall Teufelserscheinungen sah: „Ist der bei guten frommen Seelen so häufig vorkommende Irrsinn aus religiösen Veranlassungen nicht auch ein Zeichen und eine Frucht unserer Zeit? . . . Doch es scheint wirklich, daß lichtvollere Tage anbrechen wollen. Der Kämpfe wird's wohl noch manche und schwere geben. Hätten nur viele Ihren frommen Geistes-

muth! Allein es sind der schwachen Brüder gar viele und der falschen nicht wenige; doch wir verzagen nicht. Es sind schlimme Zeiten, wenn das odium theologicum entbrennt und redliche christliche Männer geschmäht, gehaßt und verfolgt werden, aber es sind nicht die schlimmsten, weil in ihnen Gährung vorhanden und Gottes Hülfe am nächsten ist. Die Zeit will etwas Neues gebären: die uralte evangelische Wahrheit in neuer Glaubensgestalt. Die bedauerlichsten Zeichen unserer Tage sind die Corruption und Apathie, denen der Bauch und irdisches Behagen ihr Gott ist. War aber alles schon einmal da und ist überwunden worden, wenn Gott seinen Geist wiederum ausströmen ließ wie Feuerflocken, denn der Geist läßt sich nicht dämpfen und das Christenthum siegt gewiß! Ob wir noch den Sieg mitfeiern werden hienieden, weiß Gott allein! Gott lohne Ihnen für alle Ermuthigung, die Ihre Glaubensfreudigkeit jedesmal einflößt!" —

9. Im eigenen Hause.

Am 5. März 1860 spät entbent der Neffe in herzlicher Dankbarkeit seinen Gruß dem Oheim, dem Pflegevater seiner Jugend, und schreibt auch an die Geschwister: „Lange ist nicht ewig! daß Sie es noch erlebt haben, lieber Oheim, daß heute, am 5. März 1860, in der Seminarsitzung abends von 7—8 Uhr Ihr Pflegesohn einstimmig, was seit mehr als einem halben Jahrhundert oder noch länger nicht geschehen, zum ordentlichen Mitgliede des Seminars als Professor und Canonicus ist ernannt worden, nachdem jetzt, wo es nicht mehr nöthig war, die ganze Stadt sich für mich drein gelegt!

So lange fand es Gott für gut zu verziehen, bis die Frucht reif und ohne Wurmstich vom Baume seiner Vorsehung herunterfiel. Meine äußere Stellung wird dadurch wohl geändert, meine innere, wissenschaftliche, zu der akademischen Jugend, kurz die Hauptstellung, die ich mir durch Gottes Hülfe erobert habe, nicht im Mindesten. Gott walte es ferner nach seinem gnädigen Wohlgefallen. . . . Ich habe in diesen Tagen viel Liebe und Freundschaft erfahren und wohl über mein Verdienst und Würdigkeit. Die Studenten kamen in einem Fackelzug in mein Haus. Aber das muß ich Ihnen umständlich erzählen. Es war ein Dienstag, da kam Abends Cunitz, an diesem Tage an dem er sonst nie zu mir kommt, weil er seine bestimmten Tage hat, an denen er abends zu mir kommt, so wie an anderen ich zu ihm. Was ist? fragte ich betroffen und glaubte er habe mir etwas Besonderes mitzutheilen. Er schützte etwas vor, das mich gerade interessirte und während wir so sprachen, kam Doctor Bruch, kam Reuß, kamen mehrere von den übrigen Professoren — ich war verblüfft und sagte: Meine lieben Herren, was ist los? ich bin ja ganz erstaunt, und merkte nun wohl, was vorgehen sollte, und nicht lange darnach, um neun Uhr, kam die Studentenschaft mit großen langen Pechfackeln zu meinem Garten herein, stellte sich in meinem Hofe im Kreise auf und begann das schöne Lied Schiller's: Freude, schöner Götterfunken. Es war das vierte Mal, daß mir diese Ehre widerfuhr, aber niemals so glänzend und so begeistert, als wie dieses Mal. Es hätte mich beinahe übermannt. Eine Deputation kam herauf und der Sprecher hielt eine feierliche Anrede im Kreise der gegenwärtigen Professoren und Freunde. Ich herzte und küßte den Redner, man zog samt und sonders hinab in den Hof und den Fackelkreis; ich redete sie von

Herzen dankend an und sprach kurz und bündig meine wissenschaftlichen und religiösen Grundsätze und Ueberzeugungen aus, in denen ich bisher gewandelt und auch ferner zu wandeln gedächte, zum Heil der Kirche und der studirenden Jugend, und zwar so, daß die Menge, welche sich in den Garten gedrängt hatte und welche zahllos vor dem Hause versammelt war, wie man mir sagte, jedes Wort verstund. Aber die Freunde, welche in dem Geheimniß der Ueberraschung waren, hatten auch meinen großen Saal festlich geschmückt, prachtvoll erleuchtet und hatten in der Küche für die zahlreiche Jugend und für die Gäste mit vortrefflichen Pasteten und mit einem Meer von Punsch gesorgt, so daß jetzt der gemüthliche Theil des Jubels erst recht anging: mit Gesang und Trinksprüchen aller Art. Da brachte man mir zu meiner größten Beschämung einen prachtvollen Kranz von den Frauen der Thomasgemeinde, den ich aber wie billig nicht mein Haupt berühren ließ, wie man wollte, sondern über die großen Portraits Luthers und Calvins, die den Saal zieren, hing, und wo er denn auch hingehörte. Gesang, freies Gespräch und dergleichen wechselten mit einander ab und selbst die Aeltesten und Schwächlichsten unter den Gästen blieben bis gegen Mitternacht. Nach Mitternacht saß noch ein kleines Häuflein von den alten und bewährten Jugendfreunden eine Weile beisammen und ich ging dann — vergnügt und beschämt, aber auch müde und abgespannt und aufgeregt zugleich zu Bette. Es war ein schöner Abend und die Herzlichkeit und Liebe der studirenden Jugend, die meine Freude und meine Krone ist und für die ich immer gelebt habe in guten wie in bösen Tagen, war der Glanz und Schmuck desselben." —

Am 29. Juni desselben Jahres ereignete sich jener denkwürdige Brand des Gymnasiums und des Wilhelmerstifts,

der in der protestantischen Bevölkerung des Elsasses und hauptsächlich Straßburgs das eingeschlafene Interesse für diese altehrwürdigen Anstalten von neuem anfachte. „Das kann nicht umhin, heilsame Folgen zu haben," — schrieb Baum an meinen Vater, 9. Juli 1860; „überhaupt hat dieses Flammenwort unseres Gottes wieder den alten, ächt-straßburgischen Geist des Protestantismus entzündet. Unendlich viele hat dieses schreckliche Ereigniß in wohlthätige Verbindung und Berührung gebracht. Man fühlt wiederum, daß man zusammengehört, und daß, wenn Glaube und Hoffnung zu preisen sind vor allen Erdengütern, die Liebe denn doch die größeste neben diesen beiden ist. Ich segne dieses Unglück auch für die Stellung und ganze Verwaltung unseres Seminars, die dadurch, so Gott Gnade schenkt und wir auf seine Stimme hören, eine neue Aera beginnen soll. — Die Subscription geht mit raschen Schritten voran; es sind zwar noch gar manche, die, entweder weil sie überhaupt nichts geben wollen, oder weil sie einen alten grundlosen und darum nur um so schwerer zu tilgenden Widerwillen gegen St. Thomas und das Seminar haben, immer schreien; dagegen ist nichts zu machen. Man muß nicht alle Welt bekehren wollen; denn es gibt Leute, die man mitten in die Julisonne setzen kann und die darum doch nichts sehen wollen. . . Ich freue mich besonders der commission mixte pour la construction et souscription. Es ist eine Einrichtung, die dem protestantisch-bürgerlichen Elemente heilsam und unseren gesamten protestantischen Institutionen nur förderlich sein kann. Es soll ja alles für das Reich Gottes, für unsere theure elsässische Kirche und für die gesamte protestantische Bevölkerung und ihr Heil und Wohlergehen da sein. Diener sollen wir sein und Mitarbeiter ihrer Freude, selbst auch für die Undankbaren." —

Einige Wochen später erschien „Capito und Butzer“ im Druck, ein Werk, das er bedeutsam „der neu aus ihrer Gleichgültigkeit erwachenden, ihres Ursprungs sich erinnernden protestantischen Bürgerschaft Straßburgs“ widmete.

Am 10. Oktober desselben Jahres fand unsere Hochzeit statt, und somit begann für ihn, den Fünfzigjährigen, ein neuer Lebensabschnitt, den er in voller Geisteskraft und Lust, von der tiefsten Dankbarkeit gegen Gottes gnädige Fügung überströmend, antrat.

Aber kaum war „Capito und Butzer“ fertig, als er schon wieder ein neues, umfangreicheres Werk unternahm, das leider seine bisher für unverwüstlich geltende Arbeitskraft lahm legen sollte, und daneben fehlte es auch nicht an kleineren und größeren Entwürfen.

Anfangs 1861 schrieb er: „Wir haben, Cunitz, Reuß und ich, den Contract mit dem Buchhändler Bruhn in Braunschweig wegen der Herausgabe von Calvin's Operibus omnibus unterzeichnet, und haben uns schon mit aller Macht darauf gelegt, die verschiedenen Ausgaben der Institutio Christiana, welche von einem kleinen Octavbande zu einem großen Foliobande unter Calvin's Händen herangewachsen ist, zu collationiren und alle Veränderungen und Zusätze der Form und dem Inhalte nach genau zu notiren, und sind schon auf sehr merkwürdige Resultate gekommen. — Der Prospectus wird nächstens erscheinen und in alle Welt hinausgehen, wo Sie dann das Nähere dieses großen Unternehmens sehen mögen, wozu wir uns von Gott Kraft und Zeit erbitten, es bis zum Schlusse (etwa 25 Quartbände) zu vollenden.“ (Es wurden deren 59 mit der Zeit.) —

Im Januar 1863 erging an Baum, zum zweiten Male seit September 1860, ein Ruf nach Hamburg als

Krause's Nachfolger, und zwar diesmal an die Hauptpastorstelle, mit der die Prüfung der anzustellenden theologischen Kandidaten und die Inspektion der Schulen verbunden waren. Die Aussicht war lockend für ihn; es war ein ernster Kampf, den er mit sich ausfocht: hier seine Freunde, seine Schüler, seine Erinnerungen, das Bewußtsein wohlthätig zu wirken, dort aber die Einheit seines Lebens, seines wissenschaftlichen und religiösen Strebens, nach der er seit 1834 sich immer gesehnt hatte. Ich habe mir damals die Erinnerung an jene für mich denkwürdige Nacht vom 27. Januar, in der er unwiderruflich seinen Entschluß faßte, mit einigen Worten flüchtig niedergeschrieben, denn mir ging zum ersten Male das richtige Verständnis für seine eigentümliche Wirksamkeit in hellem Lichte auf.

Der zunehmende Einfluß der bigotten Kaiserin, die mehr oder minder glücklichen Kriegszüge Frankreichs, die Besorgnis, mit der die Nachbarstaaten darauf sahen, ließen den Wunsch, das Elsaß so schnell wie möglich auch der Sprache nach zu französisieren, immer mehr zur Geltung kommen. Auf allen Gebieten wurde diese Bewegung begünstigt. Baum's schon so zersplitterte, aufreibende Thätigkeit sollte es noch mehr werden: immer mehr mußten die deutschen Kollegien den französischen weichen, und er fühlte sich in seinem wissenschaftlichen Berufe durch den Gebrauch der zwei Sprachen furchtbar eingeengt. Er sah mit Trauern, wie die deutsche Sprache und Denkart in der elsässischen Kirche zurückging, und sprach es offen aus, daß der Verfall unserer Kirche nicht mehr einzudämmen sei; er stehe auf einem verlorenen Posten. Ich wollte ihm seinen Kleinmut vorwerfen, erinnerte ihn, wie hoch er die Märtyrer der französischen evangelischen Kirche stelle; es sei gleichgültig, in welcher Sprache man zu Gott

bete. Aber er schüttelte den Kopf und sagte: Das protestantische Elsaß, an das katholische Frankreich angelehnt, könne nur zu Grunde gehen; das Volk sei deutsch dem Character und der Sprache nach. Des Elsasses religiöse großartige Vergangenheit wurzle in dem deutschen Protestantismus und nur durch diesen könne es seine welthistorische Bedeutung auch in der Zukunft bewahren, anstatt zu einer Provinz zusammenzuschrumpfen, die durch die französische Centralisation jedweden eigenen Character und Glanz verlöre. Nehme man ihm die deutsche Bibel, die deutschen Lieder weg, so sei es aus mit ihm. Die sociale Zukunft Frankreichs habe einst dem hugenottischen Adel und der höheren Bourgoisie gehört, aber Frankreich, durch die Guisen, Richelieu und Ludwig XIV. enthauptet, sei durch das jetzige corrupte Regierungssystem dem Ultramontanismus vollends verfallen.

Er sagte auch etwas davon, daß es eine Grausamkeit sei, mich von der Familie und der Heimat zu entfernen. Ich bat ihn, darauf in seinem Entschluß keine Rücksicht zu nehmen; ich sei jung und stark; ich würde mich überall da glücklich fühlen, wo ich ihn glücklich sähe; nur wo seine Heimat sei, könne die meinige auch sein; an ihm sei's aber wohl zu erwägen, ob er die Kraft habe, so leicht seine alten Beziehungen hier abzuschütteln. Er war aufgeregt, aber schließlich sagte er: „Es ist zu spät! Vor zehn Jahren hätte ich mich vielleicht verlocken lassen, wieder ins liebe deutsche Vaterland zurückzukehren und ihm die Kraft meiner Mannesjahre zu widmen; denn bei uns wird das ganze Regime immer ekelhafter; aber ein fünfzigjähriger Baum laßt sich leider nicht mehr versetzen. Ich werde es nun bei einem herzlichen Dankschreiben für die Ehre bewenden lassen und ihnen einen anderen liberalen, frommen und festen Mann wünschen, der die Kirche

im Dorfe oder in der Stadt und den Hahn auf dem Thurme lasse." —

Ich war tief ergriffen und in mir klang es: Nur mehr und vollere und reinere Liebe, sonst verdirbt der göttliche Teil des Menschen und geht unter.

Sobald sein Entschluß gefaßt war, wurde es ruhig in ihm, und mit unermüdlichem Eifer und Liebe lag er seinen vielfachen Beschäftigungen ob. —

Im Juli 1863 erschien der erste Band von Calvin's Werken, für die nun alljährlich in der Ferienzeit Reisen gemacht werden mußten; von dieser Arbeit sagte er schon damals: „Das genaue Corrigiren der sechzehn lateinischen Columnen, die jeder Bogen enthält, ist eine Galeerenarbeit." —

10. Junge und alte Freunde.

Erfrischend und belebend wirkte auf Baum der Umgang mit seinen einstigen und jetzigen Schülern, an denen er mit großer Liebe hing.

Anno 1850 schreibt er: „Sollte gegen all mein Hoffen und zuversichtliches Erwarten der Hochmuths- und Heuchelgeist sich Ihrer bemeistern, so wollte ich, daß man mich in der Kraft meiner Jahre hinaustrüge und einen Karren voll Grund auf mich schüttete, damit ich nicht Zeuge wäre von der Entartung einer Jugend, an der mein Herz hing, und von dem Verfall der Kirche, die solche Diener hätte." —

An Spindler 1860: „Ach Gott, unsere Liebe blickt auf Euch und unsere Hoffnung — was sage ich, unsere Hoffnung? — die Hoffnung und die Zukunft des Reiches Gottes im Geist und in der Wahrheit, im Geiste des großen göttlichen

Herrn und Meisters, ruht ja auf Euch. Ihr werdet sie nicht zu Schanden machen." —

Und wie damals, so hing auch sein Herz an seinen Schülern, als er schon verheiratet war und selber Kinder hatte. Er hörte nicht auf, für sie zu sorgen, mit ihnen zu leiden, mit ihnen sich zu freuen und sie zu ermutigen. Wohl war manches in der äußeren Stellung geändert, aber diejenigen, die behaupten wollten, er selbst sei ein anderer geworden, die haben sein großes Herz nicht erkannt, das nur wärmer für den einzelnen schlug, je mehr darin aufgenommen wurden. Derjenige, der in seinem Werbebriefe um die Braut schreiben konnte, daß die innigste Liebe, die bis ins Mark der Seele dringt, noch kein Recht giebt, auch deswegen schon die Hand auszustrecken nach dem, was man liebt, um es zu besitzen; daß er des Grundsatzes zu leben suche, daß hier auf Erden in einem Wirkungskreise wie der, den Gottes Gnade ihm angewiesen, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit oben an und über allem stehe, dann Kirche, Wissenschaft und die heranzubildende Jugend kommt, mit allem was man ihr leisten kann, dann erst das Haus und die Arbeitsbiene, die Königin desselben, und zuletzt der, welcher das Glück hätte, eine solche in seinem Hause zu besitzen, und dies alles als unablässige Lebens- und Wirkungsbedingungen hinstellte, — dieser Mann war nicht derjenige, der so schnell und leicht seine fünfundzwanzigjährige Vergangenheit verleugnet hätte.

Wie ein frischer Kranz liegen vor mir die Briefe und Berichte, welche die jungen Freunde aus allen Orten an ihn sandten, aus der Heimat, aus Frankreich, Algerien, Deutschland, England, alle ihr inneres und äußeres Leben schildernd, ihn um Rat oder Fürsprache bittend und ihn selbst durch das gemeinsame Hoffen und Streben stärkend.

„Die schönsten Tage meines Lebens, die heitern, frohen Burschenjahre habe ich bis jetzt im Thomanum und im lieben Professorhause verlebt," schreibt Spindler 1863. „Nie kann ich es Ihnen vergelten, was Sie mir an Liebe und Freundschaft erwiesen haben. Der Allmächtige gebe mir Kraft, Ihnen zu beweisen, daß Ihre Güte und väterliche Theilnahme nicht umsonst waren. Als rüstiger Arbeiter im Felde des Herrn hoffe ich zu wirken, eingedenk Ihrer Rathschläge und treu den Grundsätzen, die Sie mir durch Wort und That als die richtigen christlichen empfohlen. . . . Ich bin der glücklichste junge Mann, den je das Kloster zum Candidaten herangebildet. Hoffnung und Muth für die Zukunft, das Bewußtsein, auf Gottes Erdboden auch noch etwas leisten zu können, so Gott will, das Reich seines Sohnes in dem mir einst zugewiesenen Amte nach Kräften in mir und in anderen verwirklichen zu dürfen. Das sind so von den höheren Gütern, deren Keime Sie in mich gelegt und die, so Gott Gnade gibt, einst Früchte tragen sollen. . . ." —

Es kamen nun einige glückliche, im ganzen ungetrübte Jahre bis Ende 1863. Da verdunkelte sich aber der Horizont zusehends: der Widerwärtigkeiten und kleinen Plackereien wurden immer mehr. Seiner deutschen Richtung wegen wußte Baum nun bestimmt, daß er nie an die Fakultät kommen werde; man benutzte den Vorwand, daß er sein Doctordiplom nicht habe, und überall sollte sein Einfluß geschmälert werden; so gelang es auch nur mühsam, die Ernennung von Cunitz zu erzwingen, der Baum's Freundschaft in hohem Grade genoß, sowie er auch bisher dessen Gesinnung geteilt hatte. Zürich, wohin Baum früher schon einen Ruf erhalten hatte, und Heidelberg stritten um die Wette, den gekränkten Gelehrten durch Auszeichnung zu entschädigen. Zürich erhielt den Vor-

rang, da es „seit siebenundzwanzig Jahren ihm die befreundetste aller Universitätsstädte war, ein wahres Ideal einer freien Musenstadt," so daß er früher oft sagte „wenn er einmal Straßburg verlassen sollte, würde er nirgends lieber sein als in Zürich". Auf das Calvinjubiläum 1864 erhielt er von dort das Doctordiplom, in Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft.

Von Heidelberg aus schrieb Zittel: „Mit Ihrer Doctorpromotion bin ich nur halb zufrieden. Ich habe sehr gewünscht, daß es von hier aus geschehe (wir hätten uns etwas darauf eingebildet, wenn in Straßburg ein Heidelberger Doctor wäre), wie denn auch alle hiesigen Professoren ganz damit einverstanden waren. Aber die Züricher hatten diesmal den unbestreitbaren Vorrang als reformirte Universität und als Schweizer. Und nur aus diesem Grunde ist man hier zurückgetreten." —

Niemals that sich Baum während seines akademischen Wirkens das Feld auf, das er mit Vorliebe ins Auge gefaßt, für welches er vorzugsweise sich begabt fühlte.

Der konfessionelle Hader in der evangelischen Kirche Frankreichs nahm an Bitterkeit zu und dazu kam, daß im Oktober 1864 die Ernennung von Schwager Riff an die Thomaskirche hintertrieben wurde, da man durchaus französische Gottesdienste einführen wollte und Baum's großen Gegeneinfluß fürchtete, wenn er mit Riff, dem begabten Prediger, zusammen wirkte. Jahre lang hatte er diesen Lieblingswunsch gehegt; die Wunde, die ihm das Scheitern desselben geschlagen, wurde nie vollständig geheilt, trotz der nachherigen guten kollegialen Beziehungen; Liebe und Freundschaft allein konnten die hochgehenden Wogen in seinem Gemüt besänftigen.

„Eins hat mich immer aufrecht gehalten und mich genährt," schrieb er 1863 schon an Schillinger, indem er

von seinen früheren Entbehrungen sprach, „mein Studium und die Jugend, die mich großentheils mit Liebe umgab und meine Liebe zu ihr empfand und erwiderte. . . . Fahren Sie fort, mir in nicht allzulangen Zwischenräumen Nachrichten von Ihrem Leben und Treiben zu geben; es ist dies immer eine Erfrischung für mich. Ich kenne Ihr strebsames Wesen und mit Ihren Gaben können Sie einmal, so Gott will, etwas Tüchtiges in der Kirche leisten. Ich freue mich mit Ihnen und ich freue mich für die Sache, für die zu kämpfen und zu deren Vertheidigung Sie und Ihre Freunde freudig einstehen werden, auch da, wo Sie jetzt sind." —

Und früher noch schrieb er ihm: „Zu guter Letzt, lieber Freund, sorgen Sie für Ihre Gesundheit; Leute von Ihrer Fertigkeit und Gesinnung bedürfen wir jetzt schon und einst, wenn Ihr Jungen unsere Stelle einnehmen sollt. Ich rechne mich zwar noch zu den Jungen, wenn auch nicht an Jahren, doch in der Ueberzeugung und Gesinnung, von der ich zuversichtlich glaube, daß ihr die Zukunft angehört, weil in ihr die Liebe und die Wahrheit Christi ist; aber was ist der einzelne Mann, der hinfällige, wenn nicht, von Gottes Geist angefacht, andere hinter ihm stehen, Jünglinge voll Geist und Muth, die seine Kraft unterstützen und, wenn er fällt, die Fahne ergreifen, voll neuer Kraft und Heldenmuths." —

An Freund Gelbert schreibt er im Jahre 1864, während der Fakultätsstreitigkeiten: „Die Vergiftung, in deren Paroxysmus ich Ihnen schrieb, war gottlob, wie Sie sehen, nicht tödtlich, trotz des guten Willens der Vergifter, denen ich das Zeugniß geben muß, daß sie ihr Möglichstes gethan haben; aber es geht nichts über eine Natur, die auf gut mithridatisch geübt worden ist. . . . Ja wohl, lieber Freund, wenn die Freundschaft nicht wär', so lebt' ich nicht mehr! Ich bin

wieder in voller Genesung und da thut ein Labetrunk aus dem treuen Freundesherzen ach so wohl!" —

Diese Labung kam von verschiedenen Seiten. — So schreibt Spindler im Januar 1864: „Daß Sie besonders von all den Infamien, die auch uns zu Ohren gekommen, schmerzlich berührt worden und im Kampfe mit den heimtückischen Intriguen der sogenannten Frommen manches zu leiden hatten, konnte ich mir denken. Doch wie dunkel die Zukunft für die freie Richtung, durch die eingetretenen Verhältnisse, nun auch in unserer alten Straßburger Fakultät erscheinen mag, so würde ich Sie und alle, die Recht und Wahrheit lieben, wenn es nicht zu anmaßend für einen Schüler seinem älteren Lehrer gegenüber wäre, damit trösten, daß ich Sie auf das heiligste Opfer der Wahrheitsliebe selbst hinwiese: auch Ihn haben sie getödtet und haben seitdem achtzehnhundert Jahre seine Wahrheit begraben und nun, wo sie wieder glanzvoll herausbricht aus dem Grabe, wo das, was die Reformation als das heiligste Recht der Menschheit aufgestellt, wo Gewissensfreiheit und erkannte vernünftige Wahrheit dem alten blinden Glauben siegreich entgegen gehalten wird, sollte man an der Wahrheit verzweifeln, weil Der oder Jener aus dem Kampfe treten will! — Gott Lob! es blüht im Elsaß ein junges Geschlecht von Pfarrern auf, deren geistiger Vater Sie sind; bleiben auch viele unter ihnen, und zwar von den älteren, auf halbem Wege stehen, so sind doch viele der jüngeren Ihre Schüler, d. h. auch Recht und Wahrheit liebende Männer; ich sage: Männer, denn Der da gibt das Wollen und das Vollbringen, Der wird auch uns die Kraft geben zu beweisen, daß wir Christen sind, die Charakter und Principien haben." —

April 1864: „Wegen der Straßburger Fakultäts- und Studentenangelegenheit haben S c h i l l i n g e r und ich an

die Studenten geschrieben, ob denn von ihrer Seite nichts gegen die von Oben herab systematisch angebahnte Vernichtung des deutschen Predigtwesens zu thun sei. Leider herrscht, wie es scheint, unter den Studenten dieselbe Gleichgültigkeit wie anderswo; in welcher Sprache soll denn einmal gepredigt werden? Wir haben einen deutschen Homiletiker gehabt und, Gott sei es geklagt! ich weiß nicht, ob wir deutsch reden; was werden aber, die nach uns kommen, für eine Sprache haben! Ich hoffe aber, daß, weil der alte Herrgott noch lebt, Sie auch Ihren alten Muth wieder werden gefunden haben!" —

In folgenden scherzhaft ironischen Zeilen des Prof. Charles Schmidt, dem Historiker und damaligen Homiletiker an der Fakultät, ist derselbe Gedanke der Unzulänglichkeit der Sprachkenntnisse ausgedrückt: „Bist Du einer der zwei Schälke, die mir gestern den Spuk angethan haben, mich für die klassische Kommission vorzuschlagen? Ti ringrazio! Was, Du willst nicht, daß die Studenten lateinisch schreiben? Ich hoffe es noch zu erleben, daß sie lateinisch predigen, denn sie können es kaum deutsch, geschweige französisch. Unter uns gesagt, ich halte vom lateinisch Schreiben so viel wie nichts und amüsire mich mehr mit den Epistolae obscurorum virorum als mit Virgil. Wenn ich für lateinische Aufsätze gestimmt habe, so geschah es aus Jux. Laß nur einmal ein paar specimina einlaufen, die Ciceronianer Bruch und Reuß werden bald sehen, was man von unsern Füchsen, die von den philosophischen geistlosen Linsenspaltern des Gymnasiums nichts anders lernen, als sich über die Klassiker zu ärgern, erwarten kann. Es wird nicht lang dauern, da wird man das Reglement ändern müssen. Unterdessen rüste dich auf eine schöne lateinische Rede für die erste Preisvertheilung. Dein C. S.

„Excuse les taches! wie sagt man das auf lateinisch?" —

„Hier in der Fremde," schreibt Freydinger, August 1864, aus Südfrankreich, „lernt man erst sein Elsaß recht lieben und schätzen. Die echt alemannische Gemüthlichkeit scheint sich noch in höherem Grade unter diesem fremden Himmel entwickelt zu haben, und die vaterländischen Klänge, denen wir uns zur Genüge hingeben, müssen uns einigermaßen entschädigen für das welsche Geplapper, das uns überall hier die Ohren füllt." —

Und Schillinger berichtet aus Bordeaux, er befinde sich „in einer Familie deutscher Abstammung, die sich durch deutsche Gemüthlichkeit und französische Höflichkeit auszeichnet. Es war mir ungemein lieb, den deutschen Geist wieder zu finden, den ich seit meiner Reise in Deutschland so hoch schätze, zum Theil selbst die Sprache, die im Hause oft gesprochen wird, vor allem aber die Frömmigkeit, die um ein Gutes weitherziger ist, als man in Bordeaux erwarten dürfte. . . . Was mich bei meiner deutschen Predigt letzten Sonntag freute und gewiß auch Ihnen nicht gleichgültig ist: ich habe mit rechter Freude gepredigt und glaube daher hoffen zu dürfen, daß mir mein Amt einst nicht zur Last, sondern zur Lust werden wird, was immerhin heut zu Tage ein bedeutender und nicht ganz allgemeiner Vortheil zu sein scheint." —

Auch Zittel schreibt von Heidelberg (1864): „Was Sie über die kirchlichen Vorgänge in Frankreich berichten, ist sehr unerfreulicher Art. Uebrigens ist es überall dasselbe. Die Gegensätze haben sich bis zum äußersten Punkt gesteigert, und damit ist eben die unausbleibliche Krisis herbeigeführt, welche überall durchgemacht werden muß. Ich sehe es in solchen Fällen immer gerne, wenn die Dinge an dem Punkt angekommen sind, wo sie nicht mehr weiter können: auf der einen Seite da, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist und die

Köpfe dazu, und auf der andern da, wo das reine Nichts anfängt, mit dem selbst wieder nichts anzufangen ist. So etwas bleibt nicht auf die Dauer: die Sehnsucht nach gesunder Vernunft wird Meister. All das Toben wird zwar nichts ausrichten; aber so viel ist gewiß, daß die Reaction entschlossen ist, alles zu bewegen, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde ist. Mir ist's ganz recht, denn wer zuletzt Meister bleibt, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, und je näher die Entscheidung gerückt wird, desto besser; so hoffe ich noch sie zu erleben. Von unserer Seite aber bedarf es jetzt einer Anzahl entschlossener Männer; ich sage nur: einer Anzahl, denn die andern kommen alsdann nach." —

Und Freund Gelbert schreibt von Landau: „Vor allem hoffe ich, daß die für Sie so anekelnden Widerwärtigkeiten, die Ihnen Pietisten und Jesuiten bereiten, mit Gottes Hilfe überwunden sind. — „Ich bin krank und elend, aber ich denke, es soll vorüber gehen," — dies Wort der Klage hat mich aus Ihrem Munde resp. Ihrer Feder recht sehr erschreckt, um so mehr, da ich Sie nie klagen hörte, wenn Sie auch noch so Schweres zu tragen und durchzukämpfen hatten. Der Wankelmuth oder gar die Untreue von Freunden muß Ihnen tief das Herz verwundet und das Leben vergällt haben. Ich wollte, seitdem ich das aus Ihrem letzten lieben Schreiben herauslas, von Woche zu Woche zu Ihnen nach Straßburg, um Sie selbst zu sehen und zu sprechen und Ihnen wenigstens zu sagen, daß, wenn die Freunde in der Nähe etwa wankten, die Freunde in der Ferne noch Treue zu halten wissen. Hab's ja auch hie und da schmecken müssen, wie bitter und kränkend das Eine, wie tröstend und erquickend das Andere ist. Doch der Mensch denkt's, Gott lenkt's, und ich hoffe, er hat es bei Ihnen bereits zum Besten gewendet. Wenn nicht — nur un-

verzagt: der Herr ist mit Ihnen im Schifflein. Schläft er auch vielleicht jetzt noch, er wird bald Wind und Wellen bedräuen, wenn er erst erwacht ist. Es ist freilich eine wild verworrene Sturmeszeit, es brausen arge Wetter schon lange über Amerika und Europa dahin. Wohin sich noch ihre Donner und Blitze entladen, wie viel Verheerungen und Zerstörungen sie noch anrichten werden, wer kann's wissen? Schwül, sehr schwül ist's allerwärts, trotz Eis und Schnee und Winterkälte. Ob's dann wohl nach all diesen Wetterstürmen mild und lieblich werden und alle Creatur neu aufleben wird, oder ob wir mit zahllosen frischen, grünen Halmen und Blüthen des Lebens niedergeschlagen werden, ehe die Sonne wieder scheint mit neu belebender Kraft, wer kann's im voraus sagen? Hoffen wir das Erstere und überlassen wir das Andere der Hand, die alles trägt und lenkt." —

Trotz aller Freundschaft, die Baum zu Teil wurde, fing er ernstlich zu kränkeln an, und die unnatürliche Aufregung seines zartbesaiteten Gemüts entwickelte den Keim der Nervenkrankheit, die ihn im Winter 1865—1866 befiel. Schleichender, unbestimmter als zehn Jahre früher trat sie auf, aber deswegen gefahrdrohender in ihren Folgen. Die alljährlich wiederkehrenden „Calvinreisen" mit den damit verbundenen geistigen Anstrengungen boten eine magere Erholung dem abgespannten Körper und überarbeiteten Geiste, denen frisches Ergehen in Gottes freier Natur ein Seele und Nerven stärkendes Bedürfnis geworden war. Ein ganzes Jahr dauerte die furchtbare Ermattung, die im Herbst 1866 einen Aufenthalt im Gebirg durchaus notwendig machte. Aber als er langsam seine Kräfte wiedererlangt hatte, mußten wir doch nach und nach mit Trauer bemerken, daß die alte Frische da-

hin war; nach angestrengter Thätigkeit zeigten sich bald Spuren von Müdigkeit; er selbst, daran gewohnt, seine Arbeitskraft nicht zu schonen, empfand dies oft mit bitterm Unmut, der nur durch ein doppelt liebreiches Benehmen der Freunde hätte gebannt werden können; aber sie sahen's nicht, spürten nur die Gereiztheit seines Wesens und klagten nicht über Arbeitsunfähigkeit, sondern über Arbeitsscheu bei dem einst so fleißigen Gesellen! Blieb ihm ja doch so viel von seiner reichen Begabung, daß solche, die ihn früher nicht gekannt, deren Abnahme nicht bemerken konnten und diejenigen, die darum wußten und sich manchmal ängstigten, oft die heranschleichende Gefahr vergaßen!

11. Aus Briefen 1862—1868.

Es war lohnend, mit Baum zu arbeiten, selbst bis tief in die Nacht hinein, denn mit seinem frommen, phantasiereichen Gemüte erfaßte er lebendig die historische und ideelle Seite der Zeit und der Männer, die ihn beschäftigten. In großen Umrissen zeichnete er deren Gestalten, lebte sich in ihre Denkart hinein und richtete beständig sein Augenmerk auf den inneren Kern, der in der Hülle verborgen war. War es da ein Wunder, daß seinen jeder mathematischen Präzision fremden Geist das Eifern um die orthographische, grammatikalische Korrektheit kalt ließ, ja oft anwiderte?

„Wir sind arme Schreibmaschinen," schreibt er von der Schweiz aus, „und wenn nicht hin und wieder der gute Humor mitten in der Stille ausbräche, in welcher man nichts hört als das Knarren der Federn oder das einzelne Hm! Hm! wenn

Einer oder der Andere überaus leise hinstöhnt, so wäre es eine langweilige Geschichte und wahre Galeerenarbeit. Was uns ein wenig tröstet über diese Zellenhaft „mit angemessener Beschäftigung", wie das alte Württemberger Reglement hieß, das ist das schlechte Wetter, das zum Leidwesen aller Schweizerreisenden (der drei Calvinisten ausgenommen, für die es kein Wetter, sondern nur Zeit giebt) schon seit einigen Tagen eingetreten ist.

„Das Abschreiben und Collationiren, besonders des Französischen mit touttes foys, oder tout foës, oder touſfois, oder toufois, welches meine beiden Genossen genau haben wollen, kurz das beständige Copiren hat mir den Verstand genommen. Es ist eine pure Schinderei für nichts und wieder nichts als blos für die Vollständigkeit. . . . Es ist nicht alles interessant oder auch nur anziehend, im Gegentheil manches sehr dürre, langweilig und fastidiös, aber da einmal alles aufgenommen werden soll, so muß man sich eine Raison machen.

„Wir haben eine große Anzahl von Calvinischen und eine noch bedeutendere von Briefen an Calvin gefunden, alles Autographen und zwar manchmal von der Art, daß es meine seit Jahren erlangte Uebung braucht, um in den schwierigen Stellen durchzukommen. Manchmal sind die bösen Farel'schen Fetzelbuchstaben, wie wenn tausend und abertausend Mückenfüße mit ganz blasser Tinte auf dem Papier die Kreuz und Quere hundert Jahre darauf herumspaziert wären. Da wird es auch heißen: Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Doch dem sei, wie ihm wolle, wir haben alle dabei manches gelernt: wir leben und weben unter den Männern, die vor dreihundert Jahren unter so vielen Kämpfen die evangelische Wahrheit wieder für jeden ans Licht gebracht und mittelbar die neue Weltgestaltung erzeugt und

geboren haben. Da sind ihre eigenhändigen Briefe, die beredten Zeugen ihres Leides, ihrer Freude, ihres Glaubens und ihrer Irrfahrten. Welch eine Ermuthigung und Belehrung liegt selbst in ihren Irrthümern und ihren Mißgriffen und Fehlern!

„Wenn die Ausbeute an Zahl der Briefe und Seiten groß ist, so tritt dagegen der innere theologische und historische Werth sehr in den Hintergrund. Der einzige Genuß (wenn das ein Genuß zu nennen) ist, daß man in das alltägliche Treiben und Leben, in die persönlichen Anschauungen, Kämpfe, Katzbalgereien, Hoffnungen und Befürchtungen dieser Männer und in ihren kleinen Kreis bis in die kleinsten Geringfügigkeiten eingeweiht wird. Das ist nicht ohne Reiz, aber man kommt vor lauter Hast auch nicht zum Genuß dieses Unbedeutenderen.

„Wir haben dieses Jahr bis jetzt über 400 Briefe geliefert und heute habe ich eine gute Anzahl gebracht, unter anderen einen aus den Pariser Gefängnissen durch die mitleidige Hand des Gefängnißwärters vermittelt, von zweien Märtyrern, die sich auf den Feuertod, zu dem sie verurtheilt, gefaßt halten und vorbereiten. O, ich hätte das beinahe unleserliche französische Dokument vor Ehrfurcht küssen mögen! Welch eine Demuth, welch ergreifende Naivetät und welch ein Glaube! O, welche Gedanken sind mir nicht nur durch den Kopf, sondern durch das Herz gegangen! Die Hände, die das geschrieben, sind kurz darauf à petit feu verbrannt worden! Was ist's, das wir arme Sünder leiden sollen gegen das, was der Gerechte gelitten hat!" —

So wußte er immer wieder seinen Glauben zu stärken, und an seiner Freudigkeit richteten sich auch andere auf. Ich kann sie nicht nennen alle, die durch ihn ihren Glauben an Gott

und die Menschheit wiederfanden. Nur an Gangloff will ich erinnern, der in Nîmes schwindsüchtig darniederlag und nicht wußte, wie und wohin gehen, und dem sein Lehrer die Arme öffnete, ihn wie einen Sohn in seinem Hause aufnahm und pflegte und ihm so das Leben einige Jahre länger fristete. Damals schrieb ihm Gangloff am Weihnachtsabend 1868 zurück: „Ich habe heute Mittag Ihren Brief erhalten. In Worten auszudrücken, was in meiner Seele vorging, ist mir unmöglich. Ich habe nun gesehen, daß es in unserm so verschrieenen Zeitalter noch edle weite Herzen gibt. Ich habe gesehen, daß der liebe Gott das ungehorsamste seiner Kinder nicht verläßt und den Wind nach der Wolle des Schafes mißt. Beide Erfahrungen sind für mich ein Trost, und obgleich der Winteranfang von 1868 ein trüber für mich war, so soll er doch ein Lichtpunkt in meinem Leben sein, — aber auch ein Vorwurf: er hat einem hartnäckigen Skeptiker bewiesen, daß an Gott und den Menschen zweifeln, ein doppeltes Majestätsverbrechen ist." —

Etwas später schreibt Engelmann: „Ich sehe mit Freuden, wie Sie Ihre alten Schüler so Einen nach dem Andern in ihre respectiven Behausungen installiren. Es soll dies auch die Krone des Professorenamtes sein. Was nützt es, nur zu doziren und sonach die Jungens in die Welt hinaus zu schicken, ohne sich jemals mehr um sie zu bekümmern? Wo der Lehrer Freund wird, vergißt man seine Lehre niemals." —

Charakteristisch für Baum's Auffassung ist folgender Brief an Pfarrer Rathgeber, der in seiner ursprünglichen Fassung hieher gehört.

15 Décembre 1868.

«J'ai reçu avec beaucoup de plaisir votre joli et in-

téressant volume sur la vie de Spener. Je vous félicite du choix : c'est un sujet qui va à votre individualité et qui est justifié par les besoins du temps, en face des combats que les théologiens de la modération et les pasteurs véritablement chrétiens et pieux ont à livrer et livrent à ce parti qui se dit gnéso-luthérien, qui voudrait nous ramener aux temps d'une orthodoxie morte et heureusement enterrée, d'un parti qui ne recule devant aucun moyen pour établir sa domination et pour réduire les pauvres fidèles dans l'ancien esclavage d'un sacerdoce pharisaïque. Qu'on ne se trompe pas sur la portée de cette réaction, qui est beaucoup plus grande et plus sérieuse que bien des pasteurs ne semblent le croire. L'union fait la force, soyons donc unis, nous autres qui ne voulons ni de ce luthéranisme papistique, éhonté, ni du radicalisme qui se perd dans d'arides abstractions et dans l'Allerweltsreligion sans action sur la conscience, sans consolation pour le cœur, sans poésie, sans enthousiasme, n'ayant qu'un besoin de dominer, aussi fanatique et aussi absurde que l'orthodoxie la plus avancée.

Moi, pour ma personne, j'ai toujours abhorré les extrêmes parce que j'ai toujours placé le christianisme pratique au dessus de toutes les spéculations. Nous avons à combattre de toutes nos forces et avec la charité qui doit règner dans nos paroles et dans nos actions, ces extrêmes pernicieux pour le sain développement de la vie chrétienne. Comme en politique, ma devise a toujours été en fait de théologie et matière ecclésiastique, liberté et ordre public. J'ai toujours dit et le crois encore, que les théologiens, avec leurs spéculations, leurs systèmes, leur tyrannie, leur ambition, leur soif de dominer, leur

présomption et autres qualités anti-chrétiennes, ont fourni la preuve la plus évidente et la plus frappante de la divinité du christianisme; car, voici que depuis près de deux mille ans ils travaillent à le défigurer, à le dégrader, j'aurais presque dit: à le faire détester et à le détruire dans l'intelligence et dans le cœur des hommes, et n'y sont pas encore parvenus.

Macte virtute, et tu contra audentior ito.»

Im September 1869 erfolgte meines Vaters Tod nach einem langen, schweren Leiden, das Baum schmerzlich berührte. Hoch schätzte er des Mannes fromme Gesinnung, seinen Eifer für das Wohl der Kirche und für die Förderung aller wahren Bildung, trotzdem sie beide manchmal abweichender Meinung waren. Besonders bewunderte er an meinem Vater jene ihm eigene Kraft, alle Leiden zu ertragen, die, als er selbst erkrankte, ihm sofort als Vorbild in Erinnerung kam. Die folgenden Worte, die mein lieber Vater 1861 schrieb, waren einige Jahre später Baum aus der Seele gesprochen: „Es geht mir besser, aber es bleibt freilich noch manches, vieles zu wünschen übrig; doch wenn man so ziemlich nichts mehr gehofft hatte, als längeres Siechthum und dann den Tod, so ist man für das Jetzige dankbar, und wartet ferner ruhig ab, was die Vorsehung über uns verhängt. Warten können ist ein köstliches, oft aber schwer zu erlangendes Ding." —

1863: „Ach! was muß man nicht alles thun und lernen, wenn man lange krank ist! Das Schwerste ist: lernen zu leben und leben zu wollen, denn es scheint mir, es wäre besser, Gott riefe mich ab, als mich Jahre lang siechen zu lassen,

um geistig und materiell zu verkümmern. Ich bin mir zur Last. — Doch genug! Es ist dumm von mir, daß ich dieser trüben Stimmung Gehör gebe, aber was hilft's; man ist nicht immer Meister darüber, wenn man sich schon vornimmt, nichts dergleichen laut werden zu lassen. Oft wird man augenblicklich kleingläubig, wenn man auch immer starkgläubig werden möchte. Ich bin ärger als ein Oesterreicher: die gehen doch immer langsam voran, ich aber gar nicht, und in der Welt sollte nie Stillstand sein." —

Aber was auch Trübes und Schweres kam, in unsres Hauses Frieden leuchtete Baum's Liebe heller und heller. Ein paar Worte aus seinen Briefen dürfen seinetwegen nicht wegbleiben, so sehr es mich Ueberwindung kostet, sie herzusetzen.

Genf 1862: „Am 18. September, meinem und wenn der liebe Gott will, auch Deinem Glückstage, sollst Du diese Zeilen erhalten .... Ich bin immer so lebhaft bei Dir, meine Liebe, ich meine wahrlich, daß ich immer bei Dir und mit Dir gelebt und kann mir's schlechterdings gar nicht mehr denken, daß es jemals anders gewesen, so sehr ist alles Frühere verwischt, erblaßt vor diesem neuen und doch erst wahren Leben. Gott erhalte Dich und die Kinder gesund an Leib und Seele, und gebe mir alles, was mir nöthig ist, um Dich, meine Seele, glücklich zu machen. Denn das größeste Glück ist doch für Andere zu leben, ihnen zu Nutz und zu Gut." —

Genf, September 1867: „Ich sage mit dem alten Dessauer: ich bin kein so lumpiger Süßholzraspler, der auf alle Tage achtet; wenn ich auch an den 18. September erst durch Neuß erinnert wurde, so ist es einzig und allein deswegen, weil ich alle und jeden Tag ein ähnliches Gefühl für Dich habe. O meine Liebe, wir haben seit drei Jahren ernste und

prüfungsvolle Zeiten durchgemacht; wie ritterlich bist Du mir zur Seite gestanden, als ich die großen inneren und äußeren Kämpfe durchzustreiten hatte und ich nur zwei an meiner Seite hatte, die mich stärkten, den lieben Gott und Dein treues Herz. Du bist meinem Herzen noch unendlich viel theurer geworden als selbst Du schon in jenen ersten Wonnestunden warst, und so wird es immer im Fortschreiten gehen, je mehr wir beide dem hohen Ideal des christlichen Ehebundes entgegen gehen, Ihm uns nähern: Gott, dem lieben Gotte, der die Liebe ist. Ich weiß, an wen mein Glaube sich hält, und Du, Du weißt es wahrlich auch. Wir haben nicht auf Flitter und Tand, nicht auf die Woge des wechselnden Glückes, nicht auf den Sand unser Haus gebaut, sondern auf den Felsen der Ewigkeit: und eine feste Burg ist unser Gott." —

Die gleiche Gesinnung, kraft deren Baum ächte Liebe der Menschen zu einander nur anerkannte, wo er sie aus den Quellen der ewigen Liebe hervorgehen sah, schien mir in einem meiner Lieblingssprüche ausgedrückt zu sein, den ich ihm bald nachher als Antwort schrieb, in der Hoffnung, damit auch seinen Sinn zu treffen:

„Ein wenig Lieb' ist karg und leer,
Ein wenig Lieb' ist keine;
Viel Lieb' ist eben auch nicht mehr:
Lieb' ist die völlig Eine.
Lieb' ist nicht wenig und nicht viel:
Die Lieb' ist ohne Maaß und Ziel."

Im Juni 1868 hatte Baum die Freude, der Einweihung des Lutherdenkmals in Worms beizuwohnen, wo er zum ersten Male den König von Preußen sah, dessen über-

zeugungsvolle protestantische Haltung seine Achtung und persönlichen Sympathien gewann. Auch war ihm der dreitägige Umgang mit alten und neuen Freunden und Gesinnungsgenossen von Nord und Süd, von Nah und Fern, eine genußreiche Erfrischung; aber wie ein drückender Alp lag auf ihm die politische Lage unseres Landes, die in seinen Augen immer düsterer wurde. Mit innerer Wehmut sah er diejenigen, die ihn umgaben, allmählich von den Idealen, die er stets gehegt und gepflegt hatte, sich abwenden.

Er hatte einst (Dezember 1837) an seine Studenten von Genf aus geschrieben: „Es ist immer noch in mir per vitium naturae ein alter Sauerteig deutscher Art geblieben, der in Straßburg eher Pflege als einen Ausfeger gefunden hat. Bis ich wieder in Ihrer freundlichen Mitte sein, mit Ihnen mich freuen, scherzen und lachen kann (denn hier in Genf scherzen und lachen die pasteurs et ministres nicht! de par Calvin), wenn ich also wieder heim komme, in's Land wo man studirt und lebt, denkt und fühlt, in's Land wo man nach alter Adamssitte weint und lacht, wo Wissenschaft und Leben bis jetzt noch manchmal die engherzigen Formen der Lebensdiplomatie sprengen und aus Herzensgrund sich küssen, — dann werde auch ich erwachen und Ihnen von diesem sechsmonatlichen Traume erzählen, was der Spiegel der Erinnerung mir zeigen wird. Hier sind es Deutsche, mit denen ich lebe, mit andern rede ich nur. — Meine Herren! Früher sprach ich bloß aus eigenthümlichem Gefühl; jetzt, da ich die Rome protestante kenne, rede ich aus Gefühl und Erfahrung, und wenn man viele anderen Entschlüsse am Ende eines Jahres als eitel aufgibt, so soll doch dieser nicht aufgegeben werden: die elsässer Theologen sollen deutsch bleiben in Wissenschaft, Sinn und Gemüth, damit sie erbauen eine Kirche des festen

Glaubens, der thätigen Liebe und beseligender Hoffnung, mit der flammenden Inschrift: Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. So, meine Freunde, rufe ich Ihnen aus weiter Ferne zu und das ist mein sehnlichster Wunsch zum neuen Jahre; ja, so rufe ich es hinaus in die kommenden Jahre." —

Baum hat später sehr liebe Freunde in Genf erworben, die er hoch schätzte, deren edles Wesen seinem Herzen wohlthat und denen er stets die dankbarste Anhänglichkeit bewahrte; aber was dieser Brief ausspricht, blieb lebenslang sein politisch-religiöses Glaubensbekenntnis. Es mußte ihn deswegen um so tiefer schmerzen, als ihn diejenigen, die ihm lang am treuesten zur Seite standen, verließen. „Ich komme mir vor wie auf einem Wrack," sagte er mir manchmal; „ich bleibe aber doch meiner alten Ueberzeugung treu, im freien, frohen, frommen deutschen Sinn zu wirken für das Reich Gottes, und stemme mich hoffnungslos gegen die anwachsende Fluth." —

Für ihn, den echten Sohn der Reformation, der bereit war, seinen unerschütterlichen freudigen Glauben mit seinem Leben zu besiegeln, standen die Interessen des freien Protestantismus hoch über allen politischen Grenzen, aber dem deutschen Geiste allein erkannte er die Macht zu, ihm auf dem europäischen Kontinente den Sieg zu verschaffen. In Frankreich hatte er den Staatsstreich vom 2. Dezember erlebt und mit ihm das Wiederaufblühen der klerikalen Partei, einer Macht, „welche die verläumderische Erbfeindin nicht allein der Reformation, ihres guten Rufes, ihres wohlerworbenen Ruhmes und ihrer unsterblichen Verdienste um das Christenthum, sondern der gesamten protestantischen Kirche ist." Der Protestantismus war unterdrückt, machtlos. Kein Wunder, wenn Baum sich von dem traurigen Bilde der Gegenwart

abwandte und in die Zeiten der Vergangenheit flüchtete, in die Zeiten der großartigen Hugenottenkämpfe, die auf dem Gebiete des Geistes nicht weniger als auf den Schlachtfeldern und in den Kabinetten ausgefochten wurden und dem Protestantismus im Jahre 1598 endlich Anerkennung verschafften; in die Zeiten der schweren Prüfung und mutigen Duldens, die in den folgenden Jahrhunderten über die Protestanten hereinbrachen, als die Seligmacher des „allerchristlichsten" Königs das Land durchzogen und Tausende, die ihr Vaterland nicht verlassen wollten, für ihren Glauben bluteten. Wenn er die vergilbten Papiere studierte, denen vergangene Jahrhunderte ihre Ueberzeugungen, Thaten und Leiden anvertraut, da traten lebendig vor sein Auge die Gestalten der großen Glaubenshelden, die einst die Begründer und Stützen der französischen Reformation gewesen, eines Calvin, dessen starre Geistesgröße Ehrfurcht forderte; eines Beza, dessen reichbegabtes milderes Wesen fesselte; eines d'Aubigné, des Hugenotten von altem Schrot und Korn; vor allen eines Coligny, dessen einfaches, echt protestantisches Wesen, dessen kriegerische Tapferkeit und hoher Glaubensmut zu staunender Bewunderung hinriß, — oder die Bilder jener niedriger stehenden, weniger bekannten und doch so charakterfesten mutigen Dulder und Dulderinnen aus der Zeit der Dragonaden. Im Umgang mit seinen Helden vergaß er für einige Augenblicke die Gegenwart; aber der Vergleich zwischen dem Protestantismus im 16. Jahrhundert, dem ein Viertel der Nation und drei Viertel des Adels angehörten, und dem der gegenwärtigen Zeit, der in dem Katholizismus einen übermächtigen Gegner besaß, ließ ihn erkennen, daß das protestantische Elsaß nur im geistigen Anschluß an Deutschland sein Heil finden könne.

Von Genf schreibt er, 9. September 1863: „Wehmüthig hat's mich heute gestimmt, als ich Lefort von ihrem Vaterlande, von ihrer Stadt, von ihrem Gemeinwesen u. s. w. reden hörte. Die haben doch ein Vaterland, ein Gemeinwesen, an dem sie Alle, alt und jung, Antheil nehmen, auf das sie einwirken können, von dem sie in bonam aut malam partem öffentlich mahnend, warnend, ermuthigend reden können, dürfen und müssen, eingreifend, anregend und erbauend. — Und wir? Was sind wir in dieser Hinsicht auf der Kanzel, was können wir sein? O des Jammers, o der Schmach!" —

Genf, 19. September 1864: „Wir sind nun einmal dazu bestimmt, mit Genf zuerst und dann mit der Eidgenossenschaft zu büßen und zu beten. Wir büßen zwar alle Tage, aber gestern, am eidgenössischen Buß- und Bettag, habe ich doch speciell eidgenössisch gebüßt und gebetet, als ich den Feldprediger der Berner Truppen hörte. Beim Ausgang traf ich unsern Platzcommandanten in Staatsuniform und ärgerte mich sehr, daß der nicht bei seinen Leuten und in der Kirche war an einem solchen Tage. Als ich ankam, war die ungeheure alte Winkelkirche zu St. Gervais, die eine vergrößerte Alt St. Peter ist, schon ziemlich mit Truppen angefüllt und zu allen Thüren strömten die Berner und die Argauer herein, ein kleines Heer von über 3000 Mann; die Officiersbänke waren schon gefüllt, lauter junge Männer aus den besten und gebildetsten Schweizerfamilien. Da begann die argauer Musik einen Choral zu spielen, statt des Gesangs, das war eine schöne Einleitung und erbaute mich. Mein Mann bestieg die Kanzel im Frack ohne Ueberschlag mit der gemein-eidgenössischen rothen Feldbinde am Arm, das gefiel mir. Da that er den Mund auf und las das Gebet, das war schon elend; da las er den Text aus Jesaia: Hüter, ist die Nacht schier

hin? und begann dann seine Predigt, und zwar so, daß ich glaubte, es wolle doch noch etwas werden. Sie hätten über dem Genfer Wappen einen Wahlspruch gelesen in fremder Sprache: post tenebras lux! Aber, aber wie kann der Mensch sich trügen! er wußte das nicht einmal auf seinen Text anzuwenden, kam von dem hundertsten in's tausendste; es sei auch jetzt noch viel Nacht in der Welt, in dem „sündiggen Mänschenhärzen"; es würden sich manche von ihnen nach Hause sehnen, zu Vater und Mutter; sie könnten jetzt auch bald singen: „wie schönn leucht uns der Morggenstärn" (wohl 20 mal wiederholt); „die Väter schätzten sich glücklich, ihre Söhne, wenigstens einen, zur Beruhigung des Vatterlandds auszusenden," u. s. w.; kurz, etwas seichteres, schaaleres, verworreneres und unter aller Kritik salbaderigeres vor so vielen Tausend Menschen bei solcher Gelegenheit, an solchem Tage, habe ich in der schlechtesten Nachmittagspredigt von dem geringsten unserer elsässischen Pfarrer noch nicht gehört! Ich war über dieses schmachvolle Spülwasser, diese schwachmatische „Gaxerei" in einem wahren Ingrimm und ich hätte ihm beinahe zugerufen: ôtez-vous de là, que je m'y mette! Es war gottlob nicht zu lang. So sprechen, vor einem solchen Auditorium, vor den Kindern seines Volkes, die zum Schutze von Freiheit und Recht hier versammelt sind! — Ich wollte mit diesem Ingrimm fort und hinaus nnd hatte schon Hut und Regenschirm in der Hand; da begann die Hornmusik der Berner: Wachet auf! ruft uns die Stimme! herrlich ergreifend und majestätisch, bis in's Mark hineingehend, posaunenartig in die weiten Räume klingend. Diesmal hatten die Musikanten das Beste gethan, und zwar in der Kirche! Ich ging versöhnt von dannen. Schlechte geistlose Salbader, auf der Kanzel namentlich, schaden dem Evangelium am meisten. Was mag das gesamte Offi-

cierskorps bei solchem Katzenfutter gedacht haben, und wie manches bessere Herz unter den Gemeinen, das nach etwas Erhebendem lechzte, mag unbefriedigt und angeekelt von dannen gegangen sein! —

„Um 10 Uhr zu Pfr. Oltramare nach St. Pierre. (Du siehst, ich bin nicht kirchenscheu.) Die Behörden fehlten, aber das Volk, die Bürgerschaft war da und zwar in gedrängter Menge. Nun, wenn ich Dir sage, daß Oltramare's religiös-politisch gehaltene Rede nicht allein in allen möglichen Stücken das Gegentheil von der gehörten war, so habe ich Dir noch nicht alles gesagt; sie ergriff mich beinahe wie jener Choral und war das Muthigste, das Geschickteste, das Wahrste und Beredtste, das in der Art ich mich erinnere gehört zu haben. Der Bürgerschaft, dem Genfer Volk, das hier versammelt war, die Wahrheit zu sagen, ohne die Einen oder die Anderen den großen Wahrheiten unzugänglich zu machen, war eine Klippe, die er mit so viel Kunst umschiffte, ohne der unumschränktesten Freimüthigkeit Eintrag zu thun, daß ich den Mann wahrhaft bewunderte. Es war patriotisch, tief human, christlich und bitter, bitterwahr! So sollte von Zeit zu Zeit über politische und sociale Zustände gepredigt werden, das würde die Pfarrer, die Kirche und das Evangelium zu Ehren bringen, wie letzteres es verdient. Man sieht dabei leicht über das allzu theatralische des Vortrags hinaus; solche Dinge vor einem solchen Auditorium und an einem solchen Tage vertragen den der romanischen Beredtsamkeit eigenthümlichen Pathos." —

Genf, 9. September 1865. Nach Anhörung einer Predigt von Pfarrer Bret sur l'affaiblissement et le faussement de la conscience publique: „Es kamen Stellen vor, die von einem Muthe zeugten, der in Frankreich Hochverrath wäre. Es that einem ganz wohl in der Seele, eine solche Sprache auf

der Kanzel zu hören. Das ist übrigens an diesem Tage, dem Genfer Bußtage, beinahe historische Tradition geworden. Um eines habe ich bei solchen Gelegenheiten die Genfer Prediger beneidet: sie sprechen zu ihrem Volke, zu ihrer Nation, von ihrem Staate und von ihrem Vaterlande, denn — sie haben einen Staat, sie haben ein Volk, ein Vaterland, von dem sie sprechen können und für das sie sprechen dürfen." —

Genf, 22. September 1867: „In der Kirche hatten wir kein Gesangbuch, aber als ich die Melodie „Meinen Jesum lass' ich nicht" hörte, so sang ich freudig das deutsche Lied in der französischen Kirche. Es liegt doch etwas Wahres darin, daß dieselbe Musik in derselben Glaubenskirche einen eigentümlich ergreifenden Eindruck in fremden Landen macht, und ich begreife es, daß oft die rohesten Menschen in Australien oder in Nordamerika oder in Smyrna, wenn sie die deutschen bekannten Choräle wieder hören, Thränen der Rührung vergießen. An dem Buß- und Bettage, vor acht Tagen, sang man in St. Gervais: „Ein' feste Burg ist unser Gott"; da konnte ich aus der Faust mit singen. Diese Musik, welche bleiben wird, wenn längst alle Dogmen eine andere Gestalt und Formulirung werden erhalten haben, ist das wahre allgemeine Band aller Protestanten des Erdbodens und sollte es immer mehr werden." —

12. Politische Wolken am Horizont.

Beinahe alljährlich kam Nefftzer, der geistreiche, kluge, gewandte Redakteur des «Temps» zu uns, der mit merkwürdiger Ruhe und Sicherheit jedesmal sagte: „Das Elsaß wird bestimmt wieder deutsch."

Mit ungläubigem Lächeln nahmen wir beide diese Prophezeiung schon im Jahre 1861 auf. „Wollte Gott, es würde wahr!" sagte Baum. Nie ließ sich Nefftzer irre machen; er setzte kalt und scharf die Fehler der Regierung auseinander. Und als alles in Jubel über den Fall von Puebla und die Eroberung des mexikanischen Reiches ausbrach, als dann immer rascher die französische Sprache die deutsche im Elsaß verdrängte und Baum ihn spöttisch frug, wo denn die Verwirklichung seiner Prophezeiung stecken bleibe, versicherte Nefftzer ruhig, das Ziel sei jetzt näher gerückt, als je; und Anno 66 war sein erstes Wort, als er uns sah: „Habe ich nicht Recht gehabt? Es geht rasch vorwärts und bleibt nicht aus; das Kaiserreich kann nicht anders als Fehler machen: das Elsaß wird bald wieder deutsch." —

Nefftzer's Patriotismus und Liebe zu Frankreich soll dadurch nicht im geringsten angetastet werden, aber gleich vielen anderen edlen Männern haßte er das Kaiserreich aus tiefster Seele, und sein scharfer Geist sah weit in die Zukunft hinaus. Nie habe ich einen Mann mit solcher ruhigen Bestimmtheit, so lange zum Voraus, das Unvermeidliche dieses Ereignisses feststellen hören.

Uns aber schien eine Aenderung unmöglicher als je; doch, ob mit Recht oder Unrecht, hegte Baum bald den Verdacht, daß Colani, von Nefftzer's Voraussagungen bewogen, mit Macht darauf losgehe, alles französisch zu modellieren in Kirche und Gymnasium, um das Fortleben des deutschen Elementes unmöglich zu machen, und daß mancheiner, der ehedem zu den Deutschesten gehörte, es für klüger und erfolgverheißender halte, die einstigen Anschauungen preiszugeben. Auch empfand er es bitter, nachdem er die Gründung eines liberalen religiösen Blattes als notwendig befürwortet hatte, daß gegen

seinen Rat Schillinger, den er als den fähigsten Redakteur erkannte, die deutsche Sprache als zukunftslos bezeichnete und ihm nach einigem Zögern offen erklärte: es sei Pflicht, die Uebergangsperiode so schnell wie möglich abzukürzen und die evangelische Kirche im Elsaß französisch umzugestalten (1868).

Wie ein roter Faden zieht sich fortan durch alle Freundesbriefe hindurch die besorgte ängstliche Frage: Was soll aus Deutschland werden? Und unwillkürlich wird dabei auch an die Zukunft des Elsasses gedacht.

Wohl schreibt im Mai 1866 Spindler aus Algerien in spöttischem Tone: „Unsere Truppen exerciren, und weil der Feind so weit ist, gebraucht man sie gegen Heuschrecken, um sie dann, wenn sie recht eingeübt sind, an den Rhein und die Alpen zu schicken. Bismarck macht großen Lärm, aber er ist denn doch ein Preuße und verleugnet seinen Ursprung nicht: „So schnell schießen die Preußen nicht!" Ich bin sicher, die Herren Studiosi sind sehr aufgebracht gegen ihn und wünschen, die Kriegsfurie wäre am Rhein los, um als Vaterlandsvertheidiger in den Collegien mit Flinten und Säbeln paradiren zu können." —

Gelbert, dem Baum mit Entrüstung und Betrübnis geklagt hatte, daß Preußen, die einzige protestantische Macht auf dem Kontinent, das Princip aufgestellt: Gewalt geht vor Recht, — und daß man leider gezwungen sei zu wünschen, der unrechtmäßig angegriffene Teil möge unterliegen, weil Oesterreich in den Händen der Ultramontanen ein willenloses Werkzeug sei, — Gelbert schreibt August 1866 zurück: „Es ist eine Sisyphus-Arbeit, die öffentliche Meinung in Frankreich über Deutschlands Streben nach Einheit belehren zu wollen. Sie lesen ja, was in diesem brudermörderischen Kriege um

die Hegemonie Deutschlands, der seit Jahren zu fürchten war, unter uns sich zuträgt, darum kein Wort davon. Man möchte in Sack und Asche trauern über diese Zerrissenheit unseres Vaterlandes, dessen Einigung zu Stande kommen zu lassen unsere Nachbarn im Osten und Westen wohl kaum gewillt sind. Bis jetzt sind wir auf dem linken Rheinufer noch in Ruhe gelassen. Gott gebe, daß der Tanz nicht auch bei uns ausbreche. Wir müssen unter zwei Uebeln das kleinere wählen, d. h. so lange mit der Borussia halten, bis der Tag aller Deutschen kommt und die Deutschösterreicher, vom Joch der Slaven und dem Uebermuth der Magyaren erlöst, uns die Bruderhand von Osten wiederum reichen zu einem verträglichen Zusammenleben. Ich freilich, dem das Haupt bereits gebleicht, habe die Hoffnung aufgegeben, diesen höchsten Freudentag des deutschen Vaterlandes noch zu erleben. Ein Anderes dagegen, was uns droht, möchte ich nicht erleben, die Theilung Deutschlands in eine Nord- und eine Süddeutsche Union. Aber wird man's dulden von Osten und Westen her? Wohin wir blicken, untröstlich ist's noch allerwärts. In gemischten Ortschaften besprachen sich aufgehetzte fanatisirte Katholiken ganz gemüthlich darüber, wie sie, wenn die Oesterreicher siegten, die Güter der Protestanten unter sich vertheilen wollten. Und das kam im Jahre des Heils 1866 in der Pfalz vor!" —

Oktober 1866: „Gott nehme Frankreich und Deutschland und alle Völker in seinen Schutz, daß Friede sei unter ihnen auf Erden! Jeder will den Frieden und jeder setzt hinzu: Si vis pacem para bellum! Und dieser Zusatz nimmt alle Staatsmittel in Anspruch, die nützlicher für Zwecke des Friedens verwendet würden. Soll aber die Integrität Deutschlands gewahrt und zugleich die Einheit ermöglicht werden, so bleibt uns einzig und allein der Anschluß an Preußen, jedoch unter

ausdrücklicher Garantie unserer freiheitlichen Institutionen und deren Fortentwicklung, wie sie seit 1815 die Pfalz von Baiern verlangt und erhalten hat.“ —

1867: „Wir sind einen Schritt der Einigung Deutschlands näher gerückt. Weiß wohl, daß das Programm unseres Ministers des Aeußeren, Fürsten zu Hohenlohe, in Frankreich zum Theil ungünstig aufgenommen wurde, allein es fand unsere Zustimmung um so mehr, weil auch der gesetzliche Fortschritt im Innern auf freiheitlichen Grundlagen redlich betont und erstrebt wird. Ein Zusammenschließen deutscher Kräfte zur Wahrung unserer Integrität und Anbahnung föderativer Einheit ist das dringendste Gebot der Zeit, das langjährige Streben des deutschen Volkes. Wir leugnen uns nicht die Gefahren einer Politik, der Gewalt vor Recht geht, suchen sie jedoch zu beseitigen und fern zu halten. Wir wollen nationale Einigung unter uns, nicht gerade auf Kosten der inneren Freiheit oder des äußeren Friedens. Das Beste, was darüber ausgesprochen wurde vom französischen und deutschen Gesichtspunkte, haben Edgar Quinet und Dr. Bamberger in ihren neulichen Artikeln gesagt. Es ist durchaus wahr, ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich wäre ein Attentat gegen die Civilisation und die Freiheit. Wer in aller Welt könnte einen solchen wünschen und heraufbeschwören wollen? Wir in Deutschland am allerwenigsten. Der frischen Wunden bluten noch zu viele und wir haben alle Hände voll zu thun, um die Schäden eines brudermörderischen Krieges zu heilen und unseren nationalen Gedanken der Einigung von Nord- und Süddeutschland mehr und mehr zu verwirklichen. Wir wünschen nur Ruhe vor Feinden und Nichteinmischung unserer Nachbarn von Ost und West. Oder sollten wir für alle Zeiten das Bild innerer Zerrissenheit und

politischer Ohnmacht darstellen? — Wie 1815 Preußen seinen linksrheinischen Kreisen unserer Pfalz die Errungenschaften der französischen Revolution belassen mußte, so wird man uns Süddeutschen die constitutionelle Entwickelung, die wir gewonnen haben, denn auch nicht entziehen können. Der freundliche Humor, der trotz allem Aerger über erbärmliche Intriguen aus Ihrem Schreiben hervorleuchtet, läßt mich annehmen, daß Sie wieder ganz wohlauf sind." —

Zittel schreibt von Heidelberg, 18. Dezember 1867: „Man ist hier der Meinung, daß Napoleon, der seine frühere Politik völlig verlassen hat, nunmehr entschieden einen Krieg gegen Deutschland vorbereite. Die französischen Wühlereien unter der katholischen Bevölkerung diesseits des Rheines deuten darauf hin. Der Hauptschelm ist der alte Thiers. Ich denke: Der vom Himmel herunter fährt dazwischen." —

Am 11. September 1867 schreibt Archidiakonus Schiffmann aus Stettin: „Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg schreibt einmal an seine Gemahlin: „Du weißt daß ich lieber eine Meile zu Fuße gehe, als einen Brief schreibe;" und als ich einmal auf dem Spaziergange unserm Kronprinzen diese Aeußerung erzählte, meinte derselbe: „Mir gehts eben auch so." Nun bin ich freilich weder Kurfürst von Brandenburg noch Kronprinz von Preußen, aber Sie haben es sattsam erfahren müssen: Mir gehts eben auch so.

„Lassen Sie mich hoffen, daß wenn ich Sonntag mit meinen Neuconfirmirten communicire, ich auch Sie in der Ferne versöhnt glauben darf. Die politischen Verstimmungen zwischen Frankreich und Preußen oder Deutschland scheinen augenblicklich zu weichen, lassen Sie mit ihnen auch die persönlichen beseitigt sein.

„Wir armen Evangelischen in Preußen haben über Bevor-

zugung der Katholiken ja freilich nicht eben zu klagen. Aber wie trostlos sieht es doch im Ganzen in unsrer Kirche aus. Sie werden aus öffentlichen Blättern und Flugschriften hinlänglich wissen, wie die Annectirung der neuen Provinzen Verwirrung für die kirchlichen Verhältnisse zu bringen droht. Hengstenberg hat die Parole gegeben und eine Menge Geistlicher und Superintendenten sind eifrig bemüht, dem gegebenen Wink Folge zu leisten. Man hat bis jetzt noch nicht damit durchdringen können, für die alten Provinzen die Union aufzuheben; aber der Kampf ist noch nicht zu Ende. Allerhöchsten Ortes ist man wohl entschlossen, die Union zu erhalten, aber das ganze Staatsministerium ist zunächst dafür gestimmt, die neuen Provinzen nicht unter den Oberkirchenrath, sondern direct unter den Minister der geistlichen Angelegenheiten zu stellen. Damit würde dann auch für die älteren Provinzen die Stellung des Oberkirchenraths überaus schwierig gemacht, und es ist wohl der Wunsch des Ministers, sie ganz unhaltbar zu machen. Sie können denken, daß ich für den Oberkirchenrath nicht eben schwärme, daß weder die neue Verfassung, die er eingeführt hat, noch der Rest der Union, den er übrig gelassen, mir besonders zusagt. Dennoch würde ich es beklagen, wenn man ihn fallen ließe oder aufhöbe, ohne dafür eine wahre Vertretung der Gemeinden und eine dementsprechende Synodalverfassung einzuführen. Für das Letztere ist aber gegenwärtig noch so gut wie gar keine Aussicht. Den Oberkirchenrath jetzt stürzen, heißt deßhalb nach meiner Ueberzeugung, die Kirche dem Minister in die Hand geben, damit er sie weiter lutheranisire, davor mag Gott uns bewahren!

„Zwei Dinge sind es, die mich in dieser trübseligen Lage trösten. Einmal, daß doch auf wissenschaftlichem Gebiet die freiere Theologie wacker vorwärts geht, namentlich in Süd-

Deutschland und der Schweiz. Ist auch der Tod des theuren, von mir hochverehrten Rothe ein großer, nach einer Seite hin vielleicht unersetzlicher Verlust, so haben doch auch jüngere Kräfte Wackeres geliefert; vor allem wichtig scheint mir für die weitere Verbreitung einer gesunderen religiösen Anschauung auch das neueste Werk von Holtzmann und Weber. — Auch die Schutzrede von Gaß hat mich gefreut als ein offenes, besonnenes und ernstes Wort zu rechter Zeit. Gerade diese Schriften, die auch dem größeren Publikum verständlich sind, werden nicht ohne gute Frucht für die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland bleiben. — Wird denn Colani sich nicht entschließen, wenn er keine neuen Predigten mehr hält, doch wenigstens aus dem reichen Schatz der gehaltenen noch mehr zu veröffentlichen? Ich kenne keinen, der nach meiner Ueberzeugung Predigten, die hier der Gegenwart noth thun, in so vortrefflicher Weise geliefert. Ich lese sie nicht nur wiederholt, sondern ich habe die nur französisch erschienenen mir selbst übersetzt, um sie studiren und den reichen und meist für das praktische Leben so richtigen Gedankeninhalt mir gründlich aneignen zu können. Noch heute bedaure ich aufrichtig, daß es mir nicht vergönnt war, ihn und Reuß persönlich kennen zu lernen.

„Ich hege die leise Hoffnung, daß auch von Straßburg diesmal vielleicht einige Theologen sich zum Protestantentag in Neustadt einfinden. Diese Versammlungen sind mir die zweite Erquickung. Möchten doch die Straßburger sich noch soweit ein deutsches Herz bewahrt haben, daß sie helfen, auch bei solchen Anlässen das freie Element der deutschen Theologie zu stärken.“ —

Und ein Stuttgarter Freund spricht sich 1868 also aus: „Wenn nur Marschall Niel keine Hindernisse in den Weg zettelt,

der eingefleischte Gallier könnte überhaupt ruhig bleiben. Er wird sich doch vergeblich daran abmühen, die Einheit Deutschlands zu hintertreiben. Diese ist vollzogen in den Gemüthern und deshalb so gut wie abgethan. Die gesamte denkende Welt hier sinnt blos auf ein ruere in servitium Borussianum aus Angst vor den Franzosen. Meine Collegen alle geben sich der süßen Ueberzeugung hin, daß, wenn Preußen Württemberg samt dem übrigen Süden in seinen weichen Schooß genommen haben wird, die «aurea pax» unter den Menschen herrschen wird. O sancta simplicitas! welcher auch Professoren der Geschichte huldigen! Man glaubt hier allgemein an den Krieg. Mittnacht soll die schaurige Mär aus Berlin mitgebracht haben." —

Zum Schlusse erwähne ich noch die humoristische Aeußerung von Prof. Boecking aus Bonn (5. März 1867): „Meinen Sie, Bismarck wolle, auch wenn er das Elsaß hätte, verhindern, daß wir die Männer der Reformationszeit hoch hielten? Ich meine, daß wir das Elsaß nicht wieder haben wollen dürfen, bis es uns wieder haben will, und daß Bismarck an's Wiederhabenwollen des schönen Elsaß nicht denkt, und daß wir uns einander haben können, ohne daß uns Bismarck hat." —

So verging die Zeit; viel Arbeit und Aerger wechselten mit freudig gehobenen Stunden ab, und der beständige Austausch von bangem Hoffen und Befürchten erleichterte die Last.

Am 22. Februar 1869 hielt Baum in der Nikolaikirche einen Vortrag über das Gespräch zu Marburg 1529, der leider nicht vollständig erhalten ist. In seiner originell fesselnden, glänzend lebhaften Weise führte er vor die Augen seiner Zuhörer eine längst entschwundene Zeit, deren großartige Ge-

stalten er mit begeisterter Liebe zu beleben wußte und deren feuriggläubiger Geist sich in ihm zu verkörpern schien.

Der Winter 1869—70 kam und damit neue Schwierigkeiten. Es dauerte bis Frühjahr 1870, ehe man sich entschloß, nachdem die französischen Redner schon längst bezeichnet waren, eine deutsche Rede bei der Einweihung des Denkmals von Jakob Sturm, Straßburgs großem Stettmeister (geb. 1489, gest. 1553), zu dulden, und da sonst niemand bereit war sie zu halten, sie zögernd Baum zu übertragen. Die Bedingung, die man ihm auferlegen wollte, sein Manuskript zur Einsicht zu geben, ob keine mißliebige Stelle darin vorhanden, verwarf er energisch; die alte Begeisterung für seinen Lieblingshelden flammte mit neuer Glut auf. Gewaltig riß er seine Zuhörer mit sich fort, als seine warmen kräftigen Worte weit über den abgeschlossenen Raum des Gymnasiums (14. Juni) erklangen, und ein neuer Geist schien sich aller zu bemächtigen. Mit dem vollen Bewußtsein dessen, was er gethan, konnte er Hutten nachsprechen:

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag' deß noch kein Reu';
Mag ich nicht d'ran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu'!

Bruch allein kehrte mit uns heim, er empfand das Bedürfnis sich mit dem Freunde zu ergehen, der ihm nun näher stand als irgend einer; und unter dem Catalpa saßen wir im Garten, noch einmal Vergangenheit und Zukunft vergleichend. Auch Baum war in gehobener Stimmung, aber die alte Ueberzeugung, die er oft in Gesprächen ausgedrückt, blieb fest: „Es ist alles umsonst; noch zwei Jahre dieses Régime's und das Elsaß ist unwiederbringlich für Deutschland verloren. . . .“

Am 8. Juli schrieb er nach Speier, wo er zum Gustav-

Adolf-Feste eingeladen war: „Straßburg, noch in Frankreich. Werde mit Vergnügen erscheinen, das Departement du Mont-Tonnerre nebst Annexen mag bis dahin wieder hergestellt sein oder nicht. Ist's — nun so kriegen Sie auch das Plébiscite. Ist's nicht, nun so kriegen Sie's eben auch nicht. Wir haben's!" —

Kaum acht Tage später kam die Kriegserklärung, die wir für unmöglich gehalten hatten, und wir gingen mit Staunen und Bangen einer dunklen Zukunft entgegen und sahen schaudernd in einen unermeßlichen Abgrund voll Jammer und Elend.

Nun galt es sich aufzuraffen und den Kopf oben zu behalten; die Abspannung mußte weichen, und die alte unverwüstliche Kraft trieb neue hoffnungsvolle Knospen.

13. Lose Blätter aus der Kriegszeit. 1870—1871.

Mit Entrüstung sah Baum auf den frevelhaften Leichtsinn, womit dieser Krieg angefangen wurde. Er scheute sich nicht, mit seiner gewohnten Freimütigkeit von der Kanzel herab mit einigen energischen Worten dies Beginnen zu brandmarken, und als Befehl von oben kam für den Sieg zu beten, wandelte er, wie er auch früher zu thun pflegte, die Bitte um Sieg in die christlichere um Frieden und Verschonung von den Kriegsgreueln um. Daß seine Haltung an maßgebender Stelle mißliebig war, bewies das Briefchen, das ihm der spätere Maire Küß schrieb, um ihn vor strenger Maßregelung freundschaftlich zu warnen, sowie die Proskriptionsliste, die man nach Einsetzung der Republik auf der Präfektur vorfand und auf welcher die Namen derjenigen standen, die, der Hinneigung zu Deutschland angeklagt, nach einem Siege eingesperrt werden sollten.

Der greise Bruch entwickelte von jenem Zeitpunkt an eine unermüdliche Kraft und Thätigkeit, und sein Beispiel konnte nur wohlthätig auf jeden wirken, der bewundernd an ihm hinauf sah. Trotz seines Alters und seines hohen Amtes in der Kirche bot er sich, der Ersten einer, mit Baum an, als Seelsorger an einer zu errichtenden Ambulanz zu wirken. Noch sehe ich vor meinen Augen den traurigen Zug Verwundeter von Wörth unter unsern Fenstern vorbeidefilieren nach dem Thomasstifte, der ersten Ambulanz, die unter der umsichtigen Leitung meines Bruders Prof. Eugen Böckel fertig hergestellt war. Für Baum war der gefürchtete Augenblick gekommen, in dem sich zeigen sollte, ob er im Stande sei, seine Nerven zu bezwingen und sich ruhig an seinen Posten zu begeben, er, der von keiner chirurgischen Operation hören, kein Blut fließen sehen konnte, ohne eine Anwandlung von Ohnmacht zu bekommen! — Noch einmal erhob er sein Herz in innigem Gebet zu Gott, und freudig ging er täglich an sein schweres Amt des Helfens und Tröstens. Sein Mut und fester Glaube an einen gütigen Gott und Vater bewährten sich auch in jener schlimmen Zeit. Nur mit Widerwillen konnte er die fromm-sein-sollende Phrase hören, daß Straßburg für seine Sünden gestraft werde, daß wir in diesem Kriegs- und Belagerungszustand seien, weil die Ehen verunreinigt werden, die Unzucht überhand nimmt, die Sonntagsheiligung verachtet wird u. s. w. — „Es ist eine wahre Entheiligung der Kanzel," rief er aus, „jetzt, da alle Welt in Bedrängniß und Elend ist, mit so wohlfeilem, geistlichem Muth auf die armen Weiblein, betrübten Mütter und Familien herabzupoltern und allerlei Redensarten von den heiligen Thränen Jesu, die von Jerusalem verachtet werden, einzumischen." —

Ernst und bewegt hatten wir den Krieg herankommen sehen, den wir weder herbei gewünscht noch erwartet hatten,

voller Mitleid für Deutschland, auf dessen Boden, wie wir sicher annahmen, die ersten Schlachten entbrennen würden, aber nichts desto weniger überzeugt, daß nach Jahr und Tag, wie einst schon anfangs dieses Jahrhunderts, das Schicksal des Elsasses auf dem Spiele stehe. Nur leise, bei geschlossenen Thüren, wagten wir bange Befürchtungen, unerfüllbar scheinende Ahnungen laut werden zu lassen. Soll das Hochverrat am eigenen bedrängten Lande sein, daß wie früher, so auch damals, Baum die sittliche, geistige, religiöse Heimat hoch über diejenige stellte, die zufällig die Willkür der Menschen ihm geschaffen?

Was ihn an unser Ländchen, insbesondere an Straßburg fesselte und mehr als je seit 1848, das war dessen Vergangenheit, in der er sich heimischer fühlte, als in der Gegenwart. Nur im Anschlusse an Deutschland, glaubte er, würde die einstige politische und sittliche Größe des Elsasses wieder einigermaßen auferstehen. Für ihn unterlag es daher keinem Zweifel, als der Krieg so plötzlich wie ein Donnerschlag hereinbrach, daß des Kaiserreichs Sieg der Tod des freien Gewissens, der Ruin des Protestantismus, der Triumph des Syllabus und des Glaubensdruckes sein würde. „Ich habe 1866 die Oesterreicher bedauert, die als Süddeutsche mir sympathischer sind in ihrer Gemüthlichkeit als die steifen zugeknöpften Preußen, aber diese stellen für mich die einzige große protestantische Macht dar, die dem Ultramontanismus in Europa gewachsen ist; zu dieser muß ich stehen, wenn ich die Sache der Civilisation nicht gefährdet sehen will. Die Drohungen einer bevorstehenden Bartholomäusnacht, welche allerorts die Gemüther verwirren und erschrecken, deuten auf geheime giftige Wühlereien und Hetzereien der Priester.“ —

Eine harte Probe galt es zu bestehen, als in jener denkwürdigen Nacht (24. August) die Bibliotheken der Stadt und

des Thomasstiftes in Flammen aufgingen. Immer enger schloß sich der Ring, kein Laut von draußen drang herein, als derjenige der gefahrbringenden donnernden Geschosse. Unfaßlich, unglaublich schien ihm dieses Unglück! — Wir hatten eine schwere Nacht im eigenen Hause, wo Brand ausbrach, durchgemacht; zu sehr mit uns selbst beschäftigt, hatte er nicht nach fremder Gefahr ausschauen können; da kam Cunitz (25. August) morgens 4 Uhr in unsern Keller heruntergewankt, in Thränen, mit gebrochener Stimme das Unheil verkündend. Beide stürmten fort; auch Bruch kam klagend dazu, der während der Belagerungszeit uns täglich besuchte. Das alte Weh, seine redlichen Bemühungen fruchtlos scheitern zu sehen, brach wieder über Baum herein. Er dachte daran, wie in der letzten Sitzung des Seminars, anfangs der Belagerung, von den zu ergreifenden Maßregeln die Rede war, um die Seminarbibliothek vor Gefahr zu bewahren; wie er bespöttelt wurde als unpraktischer Mensch, weil er den Vorschlag machte, daß ein jeder Professor einen Teil vom Kostbarsten in seinen Keller bergen sollte. Keinem einzigen dieser Keller ist Schaden geschehen. Er kam damals halb ärgerlich, halb beschämt und an seiner bessern Einsicht zweifelnd nach Hause.

Seine Gefühle nach diesem Schlage lassen sich am besten in folgende Worte fassen, die ich auf seinen Wunsch am 6. September von Landau aus, nachdem er mich gezwungen, die Stadt mit den Kindern zu verlassen, an Freund Schiffmann richtete: „Blutige Thränen möchten wir weinen, wir, die wir uns zu dem gebildeteren und besseren Theil der Bürgerschaft rechnen, denn wir schauen weiter in die Zukunft hinaus. Das fürchterliche materielle Elend wird sich nach langen Jahren ausgleichen, aber mit Wehmuth sagen wir: Aus ist es mit Straßburg! Nichts kann unserer Stadt ihren alten litterarischen Ruhm

zurückgeben, nichts knüpft sie mehr an ihre schöne Vergangenheit; unsere werthvolle Bibliothek, deren reiche Schätze alljährlich so viele deutsche Gelehrte in unsere Mauern riefen, die in diesen letzten zwei Jahrhunderten der glänzendste Verbindungspunkt zwischen Straßburg und Deutschland war, — sie ist verbrannt; kein Blättchen wurde davon gerettet, und zwar, was für uns das Bitterste ist, von den Deutschen verbrannt! Wir sind verwundet worden in unseren innigsten Gefühlen, wir, die protestantische Bevölkerung, und während unsere Kirchen, in denen wir nur zu verstohlenen Stunden singen können: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," zusammengeschossen werden, so stehen vor unseren Thoren unsere Glaubensgenossen und singen: Ein feste Burg ist unser Gott! . . . ." —

Auch Baum's Versuch, eine Deputation von Pfarrern mit der obersten Kirchenbehörde an General v. Werder abgehen zu lassen, scheiterte, da der Präsident des Directoriums es vorzog, den Bischof allein vorgehen zu lassen, welchen bekanntlich Werder nicht einmal persönlich empfangen wollte.

Am 15. September schreibt Baum: „Wie oft und viel habe ich Dich und die lieben Kinder zu tausend Malen begrüßt. Erhaltet Euch wohl; Gottes Hand war bisher sichtbar über mir, und seid unbesorgt. Das Ende unserer Trübsal naht, und die welthistorischen Geschicke werden sich erfüllen: Volentem ducunt, nolentem trahunt fata. Seit dem Désastre de Sedan haben wir keine Nachrichten mehr von Paris und der deutschen Armee. Es ist nicht unmöglich, daß unser Schicksal vor der Hauptstadt erst entschieden werde. Es ist mir ein süßer Trost, daß ich Euch in Sicherheit weiß. Küsse die Kinderlein viel tausend Mal. Ach, daß ich nicht hoffen darf, einen Brief von Dir zu erlangen!"

16. September: „Bruch predigt die Uebergabe, ehe Straß-

burg ein Trümmerhaufen. Der Doctor predigt allenthalben zur Zeit und zur Unzeit die Uebergabe und schwelgt in allen Varianten der Verfluchung der gefallenen Regierung. Die Soldaten sind's müde, die Mobilen und die Nationalgarde, die jede Nacht decimirt werden, sind's auch müde, haben's herzlich satt und tragen großentheils ihre Bürgerkleider unter der Uniform, um diese bei der ersten Gelegenheit weg zu werfen. Die Proclamation der Republik war nur durch Anschlag veröffentlicht. Die Einnahme der Stadt ist nur noch eine Frage der Zeit. Das Gerücht geht, daß der Sturm anfangs nächster Woche stattfinden soll. In Gottes Namen! Wir werden's, so Er will, mit dem Leben überstehen. Die Obdachlosen und das Gesindel irren schon auf eine höchst bedenkliche Weise auf den Straßen umher." —

17. September: „Alles läuft fort. Aber sie haben doch in der Municipalcommission Recht gehabt, daß sie decretirt und angeschlagen haben: Niemand, der seines Amtes und seiner Stellung wegen hier hätte bleiben sollen, pour soutenir le moral de la ville, und der keine zwingende Ursache angeben kann, sondern lediglich um seiner Sicherheit willen flüchtig geworden, kann ferner in der Stadt zu einem öffentlichen Amte gelangen, welcher Art es auch sei. Es ist gerecht, aber es wird bei manchen Herren bös Blut machen. Das wird den Kern der preußischen Partei bilden, was nicht gerade beneidenswerth wäre. . . . Die Hoffnungsactien auf Rußland, England und die Vereinigten Staaten sind stark im Sinken. . . . Es ist diesen Abend merkwürdig und unheimlich ruhig. Auf einmal wird's losbrechen. Der Sturm wird eine böse Nacht abgeben. Ob er aber in der Nacht kommt, bezweifle ich. . . . Tausend Küsse und Grüße für Dich und die Kinder. Ich hoffe auf baldiges Wiedersehen in der königlich preußischen Gouverne-

ments-Hauptstadt Straßburg in der Provinz Elsaß, wenn's denn Gott so beschlossen hat. Wenn's der liebe Gott anders beschlossen hat, dann erst recht auf Wiedersehen! Mein einziger und höchster Wunsch ist: erziehe die Kinder in dem Geiste, den Du an mir gekannt und von dem Du beseelt bist, und behaltet mich lieb. Das ist mein Testament."

18. September: „Gottlob! Die Nacht war wohl krachend und pfeifend, aber bei uns nicht schädlich, und ich habe mehrere Stunden hintereinander gut und ruhig geschlafen. Laß Gram und eitle Sorgen! Auch Du, meine Liebe, laß Gram und eitle Sorgen. Es sieht zwar nicht aus wie ein Sonntag-Morgen; der Himmel ist grau und düster; in der Ferne dröhnt's, aber die liebe Friedenssonne wird schon hervorbrechen."

22. September: „Die Ankunft Valentin's hat den Uebergabeverhandlungen vorläufig einen Stoß gegeben. Aushalten bis an's Ende, ist die Parole. Der liebe Gott sei bei uns allen! . . . . Ich schreibe seit zwei Stunden unter dem verstärkten und bösartigen krachenden Donner der feindlichen Kanonen, die Bresche schießen und vielleicht in wenigen Tagen auf unserem Pflaster rollen werden. Ich hatte immer einen besondern Respect, wenn's von einem hieß, er habe dies und jenes unter dem Donner der Kanonen gethan. Ich finde, daß dieses gar keine so große Heldenthat ist, namentlich wenn die Kanonen nicht in der Richtung schießen, in der man schreibt. Es ist schauderhaft zu sagen, aber es ist so: Man ist gleichgültig geworden, auch bei dem Aergsten. Man glaubt gar nicht, mit welcher Sorglosigkeit die Leute auftreten: die Buben und Kinder läßt man mit einer Freiheit laufen und spielen, daß selbst die Unglücksfälle diesem Unfug nicht steuern können. Den größten Schrecken machte der Tod eines Polizeiagenten

auf dem Gärtnersmarkt vor dem Hôtel du Commerce. Er stand in einer Gruppe seiner Collegen, als ihm eine Kugel den Kopf abriß, ohne sonst Jemand zu beschädigen. Es verbreitet sich ein wahrhaft muselmännischer Fatalismus, und ich habe oft die Worte aus dem Munde braver gemeiner Bürgersleute gehört: Es ist nirgends sicher, Gott weiß Einen überall zu finden!"

24. September: „Besuch eines Mobilgardisten. Er wisse auch seit sechs Wochen kein sterbliches Wörtchen von den Seinen; er stehe seitdem an jenem Weißthurmthorposten; in der ersten Zeit sei es streng verboten gewesen zu schießen und die Preiße (sic) seien daher auf dem Glacis so nahe heranspaziert, daß man sie mit einem Stein hätte erreichen können. Ein Officier, der einem von Ungeduld Uebermannten erlaubt habe einen Schuß zu thun, habe acht Tage, nicht salle de police, sondern Gefängniß bekommen. Warum? habe man umsonst gefragt. In diesem Augenblick hätten sie Pioniere, um die Kanonen zu pointiren, denn die Kanoniere vom 20ten (Kaserne Austerlitz) hätten seit einigen Tagen den Dienst verweigert, weil es eine unnützige „Metzig" (Gemetzel) an dem Posten sei." — „Und ihr, was macht ihr?" fragte ich. — „Wir haben am Tage nichts zu thun als Erdsäcke zu füllen mit der größten Lebensgefahr, und nachts tragen wir sie in die Lücken, welche geschossen werden. Sie („die Preiße") demontiren alle unsere Kanonen; sie schießen hin, wo sie wollen, und wir können ihnen mit unseren Kanonen keinen Schaden thun. Wenn wir nicht so viel „Kritzmacher" unter uns hätten, wären alle für die Uebergabe, aber man macht sich keinen Begriff, wie die uns hassen und was das für eine Spaltung ist. Das Commando wagt nichts gegen die Verweigerer."

26. September: „Diese Nacht glaubten wir: jetzt gehe es los! Wir vernahmen auf eine lange weite Strecke mit nie gehörter Macht und Heftigkeit ein anhaltendes Gewehrfeuer gegen die drei unglücklichen Vorstädte hin. Ein fürchterlich grandioses Concert bildeten dazu die zu Dutzenden auf einmal donnernden Kanonen, Haubitzen und Bomben; der ganze Horizont in jener Gegend wetterte und krachte in beständiger blitzerhellter Linie. Das ging in einer Furie fort bis gegen Morgen. Es war, wie wenn sie Sturm liefen und bereits in der Stadt wären, so nahe hörte man das Pfeifen und Zischen der Kugeln.

„Nach dem Frühstück bringt der Doctor geheime Nachrichten, daß Uhrich in der Citadelle sein Ehrenwort gegeben, es nicht zum Sturm kommen zu lassen; daß man eine nahe Capitulation voraussehe und wohl auch vorbereite, ohne welche man alles bei einem Sturm zu gewärtigen habe, namentlich für die Freischützen."

Dienstag, 27. September: „Ich besuche die Obdachlosen in der Kirche nach meiner Gewohnheit und suche sie zu trösten. Ich weiß nicht, was für eine Gewißheit über mich gekommen; ich sagte den mit Freudenthränen mich anschauenden Frauen und Männern: „Es währt nicht mehr lange, die Woche geht nicht vorüber, so sind unsere Trübsalstage vollendet." „Ist's auch wahr?" fragten mich einige Frauen mit schluchzendem Ton. „Ich glaub's gewiß, wenn mich nicht alles trügt.".... Es war ein Uhr vorbei. Da stürzt Cunitz mit gräßlichem Geschrei herein, wie wenn das ganze Haus brennete und einzustürzen drohte, und schreit: „Die weiße Fahne auf dem Münster!" — Wir eilen sogleich auf den Platz vor's Haus und gegen die Schlossergasse zu. Ich sehe vor der Hand nichts, Boeckel sieht dieselbe. Ich sehe Professor Schmidt, der mit seinem Operngucker kommt und sagt: „Gottlob und

Dank!" Ich nehme das Opernglas: da war sie, die gute weiße Gnadenfahne, die Vorläuferin der Capitulation! Alles stürzt allenthalben auf den Gärtnersmarkt. Die einen, namentlich junge Leute, mit Thränen des Schmerzes in den Augen; die älteren sich die Hand reichend und drückend und Gott dankend. Indessen schweigen die vor einer Viertelstunde noch erzschleudernden Geschütze. Man sagt, es sei eine Bresche von 25 Meter im Wall. Die einen fluchen, die anderen segnen. Kurz: um fünf Uhr hat die Stadt angefangen deutsch zu werden; morgen wird diese schwere Geburt vollendet sein, eines der größten Ereignisse des Jahrhunderts. Die Nachwehen folgen! Es ist nicht unmöglich, daß die Preußen und Deutschen in Paris stehen und bereits den Frieden dictiren. Welche welterschütternde Begebenheiten über und gegen aller Menschen Erwartung! Gegen die Erwartung, wie ich glaube, der Sieger selber! Im Grunde ist Jedermann der Uebergabe froh und spricht: Nun danket alle Gott! — Was wird's von heute an auf einige Tage für Bekehrungen geben! Die Sonne wird blutroth werden vor Scham und Schande!" —

Am 29. September hielten die deutschen Truppen ihren Einzug in die Stadt. Noch denselben Abend ließ General von Werder durch einen Adjutanten sagen, daß er am andern Morgen in der Thomaskirche mit seinem Stab und dem übrigen Offizierkorps empfangen sein wolle und auch den protestantischen Maire und die protestantischen Mitglieder der Munizipalkommission dazu eingeladen habe. (Für den katholischen Teil der Truppen war etwas Aehnliches im Münster befohlen.) „So wollen wir ihn denn empfangen," entgegnete Baum. Obgleich ihn diese Meldung unerwartet

und schwer traf, war er doch der Mann, der mitten in der allgemeinen Ratlosigkeit die Geistesgegenwart und den Mut besaß, diese Stunde kühn zu verwerten. Da unsere obere Kirchenbehörde jede offizielle Teilnahme an der Feierlichkeit ablehnte, so entschloß er sich ohne irgend einen Auftrag (im Einverständnis mit Bruch) seine Kollegen an den verschiedenen Stadtkirchen zu bitten, sich den Pfarrern der Thomaskirche anzuschließen. Einige erschienen denn auch wirklich.

Es waren am selben Abend einige Unthaten der Rache gegen Soldaten des Siegers geschehen, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, daß eine Strafe von 50 000 Thalern der Bevölkerung am Ohr hange.

Hier aus Baum's Munde selber die charakteristische Erzählung dieses ihm oft schwer zur Last gelegten «Tedeum»:

„Das gab mir Muth und ich dachte: Da kannst du vielleicht ein gutes Wort einlegen und deinem Straßburg einen Dienst leisten! Dies tröstete mich wieder und ich schlief mit dem Gedanken ein: Wenn mir nur der liebe Gott die rechten Worte in den Mund legt, da ich kaum einige Minuten zu sprechen habe. Ich wollte nichts schreiben, weil ich fürchtete, dann möchte es erst recht mißrathen. . . . Wir empfingen am großen Portal General von Werder mit seinem Stabe; ich redete ihn mit etwa folgenden Worten an: „Excellenz, wir haben die Ehre, Sie an der Schwelle dieses evangelischen Gotteshauses zu empfangen im Namen des Gottes der Gnade und des Friedens. In diesem Namen legen wir in die Hand und an das Herz des Siegers das Weh und die Wunden der gesamten schwer heimgesuchten Einwohnerschaft von Straßburg ohne Unterschied der Confessionen. Wenn schwere Unbilden oder gar Unthaten in der ersten Leidenschaft von einzelnen Verblendeten sollten an den Truppen Sr. Majestät

geschehen sein, so bitten wir Ew. Excellenz überzeugt zu sein, daß die ganze Bürgerschaft solches verabscheut, und bitten Ew. Excellenz, das Verbrechen Einzelner gnädigst nicht die unschuldige Einwohnerschaft entgelten zu lassen. Zuletzt wagen wir es, dem mächtigen Schutze des obersten Kriegsherrn der deutschen Heere unsere ganze Stadt, ihre uralten gemeinnützigen Anstalten, ihre schwer betroffene Hochschule unterthänigst zu empfehlen, und bitten Ew. Excellenz, der Dolmetscher dieser unserer Gefühle und Wünsche bei Sr. Majestät dem Könige sein zu wollen." Darauf ergriff der General des Redners Hand und entgegnete mit schlagfertiger Geistesgegenwart und weithin vernehmlicher Stentorstimme auf die verschiedenen Punkte der Rede auf das Freundlichste und Zusagendste, alles ohne einen Augenblick anzustehen. Aber ich war in solcher Gemüthsbewegung, daß mir der Wortlaut der Antwort entgangen ist. . . . So viel ist mir geblieben, daß er sich freue, aus meinem Munde vernommen zu haben, was ich über die argen Vorfallenheiten ihm versichert habe. Er werde das berücksichtigen und Sr. Majestät dem Könige alles Gesagte treulichst berichten.

„Ich geleitete die Herren zu ihren Sitzen, sie zwangen mich mitten unter ihnen zu sitzen, trotz meiner Protestation, daß ich als ein Prediger des Evangeliums nicht unter die Kriegsobersten gehöre. Als die Orgel den Choral anstimmte und die ganze Umgebung so kräftig und ernst einfiel, überfiel mich eine Erschütterung, die mir das Wasser in die Augen brachte: es war nicht Schmerz, es war nicht Rührung, es war nicht Freude und nicht Erlösungsgefühl und Dank, und doch war es ein wunderbares Gemisch von dem allem zugleich.

„Der Feldprediger Frommel, der mir nicht unbe-

kannt, der seine Jugend zum Theil hier im Gymnasium und bei Pfarrer Härter verlebt, hielt die Predigt mit vielem Tact und einer Bescheidenheit, die bei solchen Gelegenheiten selten, namentlich in seiner Stellung. Unwillkührlich beschlich mich ein Gefühl von stolzer Zuversicht, welches mich wieder zur Besinnung brachte und sich etwa so übersetzen läßt: „Diese grausamen Helden sind einmal Protestanten, die etwas zu Stande gebracht und etwas gelten in der Welt, und die singen mit dir deine deutschen heiligen Lieder und schämen sich derselben nicht.“ Ich wurde wieder Herr meiner selbst und dachte: „Gott Lob, daß es vorüber und daß es so vorüber ist.“

„Als zum Schluß der erste Vers des Liedes: „Nun danket Alle Gott“ aus unserm Gesangbuch abgesungen und der Segen gesprochen war, kam Herr von Werder mit den übrigen Herren zu mir; er reichte mir die Hand und fragte mich freundlich, ob ich nicht einen persönlichen Wunsch an ihn zu richten hätte: wenn es in seiner Macht wäre, würde er ihn dankbar erfüllen. Ich hatte wieder meine ganze Fassung und ich entgegnete: „Excellenz erinnern sich wohl aus Ihrer Jugend des Schwankes: Der Kaiser und der Abt. Mit Hans Bendix, dem Schäfer, kann ich Gottlob wohl sagen: Groß hab' ich, Herr Kaiser, soeben nichts nöthig, doch seid Ihr in Ernst mir zu Gnaden erbötig und habe ich einmal für meine Stadt Straßburg eine Bitte und für das Elsaß, so werden Ew. Excellenz mir erlauben, mich Ihres huldvollen Anerbietens zu erinnern.“

„Da klopfte er mir auf die Schulter und es zog ein Lächeln über das eiserne Faltengesicht, und er antwortete: „Ha! sagte der Kaiser, ich merke, Geselle, Du trägst das Herz wie den Kopf an der richtigen Stelle. Se. Majestät der

Kaiser wird alles thun für Ihre Stadt und das Land. Versichern Sie das Jedermann."

„Als ich ihn hinausgeleitete und den Maire Küß in der ersten Reihe ernst grüßend stehen sah, da fuhr es in mich: „Erlauben Excellenz, daß ich Sie noch einen Augenblick aufhalte und Ihnen aus Dankbarkeit und im Namen der Bürgerschaft hier öffentlich bezeuge: Diesem Ehrenmanne, dem Maire unserer Stadt, verdanken wir's, wenn die schweren Zeiten, die wir durchgemacht, nicht noch viel schwerer und jammervoller waren. Er hat eine Bürgerkrone verdient." — Der Bescheidene murmelte etwas, das ich nicht verstanden, was aber so viel heißen sollte, als: es war nicht so arg! Der General reichte ihm herzlich die Hand, schaute ihn wie bekannt an und wir schieden an der Schwelle der Kirche.

„Das ist die wahre Geschichte des berüchtigten Tedeum prussien, das von sogenannten Freunden und wirklichen Gegnern so arg entstellt worden ist. Damals haben mich alle Vernünftigeren, unter anderen Küß, ein Ohrenzeuge, dankbar gebilligt und mir persönlich ist von niemand ein Tadel, weder mündlich noch schriftlich ausgesprochen worden. Nur Einer, der eben mit der Eröffnung der Stadt zurückgekehrt, hat mich unfreundlich empfangen. Ich blieb die Antwort nicht schuldig, daß ich nöthigenfalls am morgenden Tage ebenso handeln und ebenso reden würde, und hielt dafür, daß ich der Stadt Straßburg einen Dienst geleistet habe." —

Wie Baum sahen auch andere Freunde sein Verhalten an. Der alte treue Freund Höpffner aus Lembach schrieb am 9. Oktober 1870: „Durch meine Söhne erfuhr ich, daß Du, nachdem Du Deine Familie in Sicherheit gebracht, wacker zu Straßburg ausgehalten und, was mich ebenso sehr interessirte, daß Du es warst, der die Ehre hatte, das Belagerungskorps, nach Uebergabe

der Stadt, in der Thomaskirche zu empfangen und die feierliche Ansprache zu halten. Dies war keine leichte Aufgabe und es ist brav von Dir, daß Du diesem gefährlichen Auftrage Dich nicht feigherzig entzogen und, wie ich ebenfalls von meinen Söhnen vernehme, ihn mit Muth und Glück ausgeführt hast. Wir Prediger haben jetzt eine schwierige Stellung und können nicht anders, wenn wir der Wahrheit wollen getreu bleiben, als uns die Feindseligkeiten vieler Afterfranzosen, worunter sogar manche unserer lieben Collegen, durch unsere Feimüthigkeit zuzuziehen. Dazu gehört mehr Muth, als auf eine Bresche zu steigen. Manche unserer Amtsbrüder kommen mir jetzt vor wie Bileam, der confuse Prophet: sie segnen, wenn sie fluchen, und fluchen, wenn sie segnen wollen. Es kommt jedoch auch für sie bald die Zeit, wo sie das wahre Heil unseres Elsasses und unserer protestantischen Kirche besser einsehen und den Tag segnen werden, wo wir mit dem deutschen Brudervolke, von welchem wir alle stammen, wieder vereinigt wurden. Prof. Reuß, Cunitz und alle Gleichdenkenden sind sicherlich auch dieser Meinung, wenn sie es bis jetzt auch noch nicht auszusprechen Gelegenheit gehabt haben, wie Du in Deiner Kirche es gethan hast. Ich reiche Dir dafür meine Freundschaftshand und bitte Dich, besagten Freunden und Bekannten in meinem Namen dasselbe zu thun. Es muß sich nun bald wieder ein Kern von jungen und älteren Männern bilden, die den alten bösen welschen Sauerteig ausfegen helfen und das Elsaß wieder seiner natürlichen Bestimmung in der Volksgeschichte zurückgeben." —

Aus Deutschland schrieb der bewährte Freund Schiffmann, 15. Oktober 1870: „Daß wir mit Ihrer Noth während der schrecklichen Zeit der Belagerung das innigste Mitgefühl gehabt, würde ich nicht erst versichern, wenn ich nicht aus den

Briefen Ihrer Frau Gemahlin ersähe, daß man in Straßburg das Gegentheil glaubt. Ich darf dies „wir" von Deutschland überhaupt gebrauchen. So weit meine Bekanntschaft reicht, und sie reicht ziemlich weit, und soweit ich aus öffentlichen Blättern es habe ersehen können, ist in dieser Zeit nirgends vergessen, daß Straßburg ursprünglich deutsch war und welch eine Bedeutung es für die Culturentwickelung und für die kirchliche Gestaltung Deutschlands gehabt hat. Ueberall waren die wärmsten Sympathien, überall sprach sich auch öffentlich Bangen und Schmerz aus, als die Nachricht von den großen Bränden in der Stadt durch die Zeitungen ging, und die Resignation, mit welcher Berthold Auerbach seinen ergreifenden Schilderungen von der Beschießung Ihrer Stadt hinzufügte, daß nun einmal der Krieg solche Schrecken nothwendig mit sich führe, wurde nicht allenthalben getheilt. Selbst hier, wo der General von Werder lange Zeit gestanden und wo wir ihn nicht blos als einen energischen Soldaten, sondern auch als einen durchaus ehrenwerthen, humanen und gebildeten Menschen kannten, ward doch das Urtheil mehrfach ausgesprochen, es sei ein grausames und selbst für energische Kriegführung nicht nothwendiges Mittel, die Bürger entgelten zu lassen, was das Militär allein verschuldet. Daß meine Frau und ich, die wir durch Ihre Güte in Straßburg so schöne Tage verlebt, mit besonderer Theilnahme Ihrem Schicksal gefolgt sind, bedarf nicht noch der Versicherung. Sie wissen jetzt wohl auch, daß ich das Schreiben Ihrer verehrten Frau Gemahlin unserm Kronprinzen übersandt habe. Was ich Ihrer Frau im Voraus versichern konnte, hat sich in der Antwort, die ich aus Versailles erhielt, in vollstem Maße bestätigt. S. K. H. der Kronprinz hat den Brief Ihrer Frau Gemahlin „mit schmerzlichem Interesse" gelesen. Auch der Kronprinz

kennt den General von Werder persönlich und glaubt es aussprechen zu dürfen, daß, „soweit die nothwendigen militärischen Maßnahmen dies irgend gestatteten, jede und mögliche Rücksicht zur Schonung der feindlichen Einwohner und der Baulichkeiten beobachtet worden und daß die dennoch vorgekommenen beklagenswerthen Zerstörungen nur als unvermeidliche Folge der im Kriege überhaupt zur Anwendung kommenden Gewaltsamkeiten zu betrachten sind.“ Daß die Kunstschätze und die unersetzliche Bibliothek so zerstört worden, ist allerdings vorzugsweise den Beamten zuzuschreiben, die es versäumt haben, selbst das Wichtigste und Werthvollste nach sicheren Orten zu bringen. Uebrigens hat der Kronprinz sofort nach dem Bekanntwerden des Falles der Festung „seinen ganzen Einfluß dafür geltend zu machen gesucht, daß den unglücklichen Einwohnern dieser Stadt schleunigste Hilfe gewährt werde, und man alles aufwende, die Stadt die Leiden des Krieges bald vergessen zu machen, da wohl niemand mehr als er selbst die Leiden und Drangsale beklage, welche die Bewohner Straßburgs durch die Belagerung dieser Stadt betroffen.“

„Sie dürfen versichert sein, daß dies alles nicht blos Redensarten sind, mit denen hochgestellte Herren so oft die Leute abspeisen. Ich kenne den Kronprinzen genau genug, um versichern zu können, daß alles Elend, welches der Krieg mit sich führt und im Gefolge hat, ihn tief innerlich bewegt und daß deshalb der Krieg selbst, abgesehen von den Anstrengungen und Entbehrungen, die er ihm persönlich auferlegt, ihm ein Greuel ist, dem er nur entgegengeht, wo die Nothwendigkeit es fordert, dann aber auch als Mann mit voller Energie.

„Daß die Stimmung in Ihrer Stadt noch eine sehr erbitterte sein wird, obwohl überall in Deutschland sich die Hände

rühren, um das Elend zu mildern, ist erklärlich. Indes wenn man ruhiger später den ganzen Verlauf der Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland übersehen und würdigen wird, wird auch das Urtheil über Deutschland ein gerechteres werden, und wenn dann auch vor Ihnen, wie jetzt vor der ganzen Welt, die tiefe sittliche Verkommenheit sich nicht verbergen kann, welche Regierung und Volk Frankreichs jetzt zeigen, dann wird, ich zweifle nicht daran, der Aufschwung, den Deutschland genommen hat und der nicht wieder wie vor fünfzig Jahren ihm verdorben wird, auch Sie, die neu einverleibten Glieder, zu ernster und freudiger Mitarbeit finden." —

Mit neuem Mut und neuer Kraft ausgerüstet, trat Baum den Winter 1870—71 an. Auf allen Gebieten galt es thätig zu sein, zu helfen, zu trösten, zu vermitteln. Täglich wiederholten sich die verschiedensten Ansprüche an seine Hülfe. Das war sein Element: unermüdlich für andere Gutes zu wirken; und sein ganzes Wesen strahlte, wenn es ihm gelungen war, eine Härte zu mildern, Ungerechtigkeit zu verhüten, Versöhnung der Gemüter zu erreichen. Seine Uneigennützigkeit, seine Unerschrockenheit, seine schnelle Fassungsgabe, sein immer schlagfertiger Witz, der nicht vor einem barschen oder herrischen Worte verstummte, erlaubten ihm, manche schöne Errungenschaft von seinen häufigen Audienzen beim Festungskommandanten heimzubringen. Um klar zu machen, in welchem Sinne sich diese seine vermittelnde Thätigkeit entfaltete, wird es genügen, auf die von ihm selbst erzählten kleinen Vorkommnisse hinzuweisen, welche dem Begräbnis des Maire Küß (9. März 1871) vorausgingen: „Am Tage vorher ließ mich Herr v. Olləch zu sich bitten und fragte mich, ob ich die Feierlichkeit halten oder ihr vorstehen werde. Auf meine verneinende Antwort fuhr er fort: „Kennen Sie den betreffenden Pfarrer?" — „Ja

wohl.“ — „Warnen Sie ihn, (und heftiger fortfahrend) er soll nicht vergessen, daß der strengste Belagerungszustand noch existirt und daß ich das Recht habe, ihm den Kopf vor die Füße zu legen, wenn er die Kanzel mißbrauchen sollte.“ — „O Excellenz, das wird gar nicht nöthig sein! Ew. Excellenz sind übrigens viel zu gerecht und zu klug, um in dieser aufgeregten Zeit wegen eines Wortes, das einem Prediger entschlüpfen könnte, oder einer mißliebigen Aeußerung wegen, zu strafen nach dem Kriegsrechte. . .“ — „Ich habe auch den jetzigen Maire, Herrn Klein, benachrichtigen lassen, gehen Sie auch zu ihm.“ — Ich verabschiedete mich, den aufbrausenden aber herzensguten Mann beschwichtigend. Ich ging zuerst in die Mairie, wo mich mein Weg vorbeiführte, und traf Herrn Klein in nicht geringer Aufregung wegen des morgenden Tages. Wie man ihm gemeldet, wollten zur Ehrenbezeugung sämtliche preußische Officiere der Leichenfeier beiwohnen; dagegen schreie man schon seit gestern in allen Bierhäusern. Pour comble de malheur habe sich das ganze Corps des Pompiers de la Ville der Leichenbegleitung bemächtigt. Auch er bat mich, zu Leblois zu gehen und womöglich beim Festungscommandanten es hinzubringen, daß die militärische Begleitung vermindert werde, pour qu'ils n'envahissent pas toute l'église.

„Ich traf Leblois in ruhigster besonnenster Stimmung, nur über die Schwierigkeiten klagend, bei dieser Gelegenheit zu sprechen. Nichts desto weniger machte ich ihm die nöthigsten Vorstellungen im Interesse der Stadt, was er billigte und mich bat, ohne alle Sorge zu sein.

„Gegen Abend sprach ich wieder bei Herrn v. Olllech vor und schilderte ihm freimüthig die Stimmung der Gemüther, versicherte ihn, daß, da die Sicherheitsmaßregeln getroffen, trotz

des Geschreis der Pompiers nichts zu besorgen sei; wie der Herr Maire und ich selber die Militärbegleitung als eine hohe Ehrenbezeugung ansähen und gewiß auch der besonnenere Theil der Bürgerschaft. Aber ich hätte nur eine Besorgniß, daß nämlich bei einer solchen Feierlichkeit, welche die Einwohnerschaft als ihre alleinige Sache ansehe, für das gesamte Corps der Herren Officiere in unserer Kirche nicht Raum genug sein möchte, und daß ich in dieser Hinsicht mir erlaube, um Beschränkung dieses Ehrengeleites bitten zu dürfen. — „Schon gut, das kann ich ja einrichten. Wie viel Plätze können Sie uns geben?“ — „Nicht mehr, Excellenz, als dreißig bis vierzig Ehrenplätze, wie preußische Officiere sie verdienen.“ — „Schon gut, da lade ich nur die Spitzen ein, das kann ich ja machen. A propos, bei Ihnen ist es Gebrauch, die Leichen auf den Gottesacker zu geleiten; was meinen Sie: sollen wir mit hinaus auf den Kirchhof gehen?“ — „Wenn Excellenz mir erlauben, kurz und frei meine Meinung zu äußern, so sage ich: Nein!“ — „Warum? Ich habe meine Vorkehrungen wegen Ruhe und Sicherheit schon getroffen.“ — „Daran zweifle ich keinen Augenblick, aber wenn das hohe Ehrengeleite die Leiche in die Kirche begleitet und der Leichenfeierlichkeit beiwohnt, so ist's der verdienten Ehrenbezeugung genug; die Bürgerschaft wird das anerkennen, und die hohen Herren werden mehr als ihre Schuldigkeit gethan haben. Sodann: am Grabe werden Reden gehalten werden, Manifestationen in allerlei leidenschaftlichen Aeußerungen stattfinden. Das kann niemand verhindern bei dieser Gelegenheit. Zwar nichts als Worte und Geschrei, denn ich kenne meine Pappenheimer. Sind die Herren gegenwärtig, so müssen sie solches verschlucken oder Arrestationen vornehmen und strafen. Beides ist höchst unangenehm und mißlich, für Ew. Excellenz besonders.

Haben Sie nichts gehört, so können Sie's ignoriren; der ruhige und billig denkende Theil der Einwohner wird Ew. Excellenz im Stillen Dank dafür wissen." — „Das ist ein kluger Rath, so wollen wir's machen! Sie sind ein zweiter Daniel!" — „Verbitte mir aber die Löwengrube, Excellenz," — erwiderte ich und nahm voll guter Hoffnung auf den morgenden Tag Abschied, ... und sie wurde nicht getäuscht. ...." —

So verging der Winter ohne Ruhepausen und ohne vorhergehende gewohnte Erholung in frischer stärkender Bergluft, nach einer Geist und Körper erschütternden Belagerung und während um uns herum die Greuelszenen des Krieges die übliche Erbitterung im Gefolge führten. Nachdem der Friede geschlossen, kamen die bekannten Verhandlungen über Elsaß-Lothringens politische Integrität im Reichstage vor, und bald darauf die für Baum nicht minder wichtigen über die Reorganisierung der evangelischen Kirche, anknüpfend an die geheime Mission Dr. Fabri's.

Vom damaligen General-Gouverneur, Bismarck-Bohlen, wurden die orthodoxen Bestrebungen stark begünstigt, und die Gesinnungsgenossen in Deutschland fürchteten ernstlich einen Rückschlag, wenn das Bollwerk des freisinnigen Protestantismus im Elsaß zerstört werde. Baum's energische Bemühungen blieben nicht ganz fruchtlos. ....

Es fehlte aber auch nicht an bitteren Sorgen und Erfahrungen. Im Thomasstift waren ihm die langen Abendsitzungen höchst unerquicklich geworden, und die selbständige Existenz des Gymnasiums war gefährdet durch das feindselige Verhalten der maßgebenden Persönlichkeiten. Ihm blieb nur der tägliche Verkehr mit Bruch, der beiden zum Bedürfnis und Trost geworden.

In der Kirche, wo Baum die christliche Versöhnung predigte, sah er sein früher so zahlreiches Auditorium nicht nur mit seinen zu früh sinkenden Kräften abnehmen, sondern auch aus Abneigung gegen das Deutschtum, und mit Trauer rief er oft aus: „So lange schon habe ich das Evangelium der Wahrheit nach besten Kräften und Einsicht gepredigt; mein Herzblut möchte ich dafür hingeben, und so wenig habe ich auf die Gemüther zu wirken vermocht, daß die erste Prüfung genügt, christliche Liebe in tödtlichen Haß zu verwandeln!" —

An anonymen und anderen anklagenden böswilligen Briefen fehlte es nicht. Er sah Haß und Zwietracht in alle Familien eindringen, ohne sie vertilgen zu können, und das Schwerste für sein liebebedürftiges Herz war die Entfremdung und sogar Erbitterung mancher Freunde. — Wir fühlten öfters, wie wahr die Freundin gesprochen, die wenige Zeit nach Eröffnung der Stadt seufzend bekannte: „Es waren doch schöne Tage, die wir mitunter im Keller so einträchtig zubrachten, erhaben über alle gesellschaftlichen Convenienzen; wir konnten oft herzlich lachen trotz der dröhnenden Geschütze, die uns mehr ängstigten, wenn sie plötzlich stillschwiegen; aber wir dürfen so etwas nicht laut sagen, andere Leute würden nicht verstehen, wie wir es meinen." —

14. Letzte Wirksamkeit.

Cunitz und Reuß hatten sich sofort nach Kapitulation der Stadt, unbehindert von den äußeren Verhältnissen, mit unverdrossenem, eisernem Fleiße wieder an die Korrektur der Calvinischen Druckbogen gemacht. War es aber zu verwundern, daß Baum, der solcher Arbeit von jeher sich ungern unter-

zogen, in jener bewegten Zeit vollends keinen Trieb dazu in sich fühlte? — Man fand ihn pflichtvergessen. Hatte er doch mit unterschrieben, daß er an der Herausgabe der Werke Calvin's helfen wolle! Und er, angeregt und hingerissen durch den Gang der Ereignisse, durch seine originelle, sprudelnde und gern frei sich bewegende Kraft, sah vor sich ein so weites Feld, auf dem er eine praktische Thätigkeit nützlicher entfalten konnte und m u ß t e, daß ihm solche Detailarbeit peinlicher war als je. So lange es geheißen, die Dokumente sammeln, die dazu dienten, in den G e i s t der Reformation sich hineinzuleben, war er mit Lust dabei; aber in diesen Korrekturen fanden Geist und Gemüt nicht die Erquickung, nach der sie verlangten, dazu bedurfte es nur eines „kautschuckenen Geduldsfadens", wie er sich ausdrückte, und einer bewunderungswürdigen mathematischen Genauigkeit. — Dadurch am allerwenigsten konnte die sinkende Kraft gehalten werden, das mußte sich ein jeder sagen, der ihn kannte, denn — sie war am Sinken, die Last war zu groß. — Im Kampfe mit den schroffen Eroberern und unverständigen Eroberten beschlich ihn wieder jenes herbe Weh, die Stimme des Predigers in der W ü s t e zu sein, jenes Zweifeln nicht an dem endlichen, aber an dem baldigen Siege des göttlichen Geistes über die menschlichen Regungen; die Hoffnung, die er an die Wiedergewinnung des Elsasses für Deutschland knüpfte, trübte sich; und beim Anblick des großen Arbeitsfeldes entrang sich seiner Brust der schmerzliche Ruf: Zu spät! Jetzt sollte ich in unversiegbarer Jugendkraft den Kampf des Lebens mit Lust aufnehmen und ausfechten. Es thut's nimmer! und hinter mir steht nicht mehr wie früher eine geschlossene jugendliche Phalanx. Die tüchtigen Gesinnungsgenossen sind zu zählen! —

Während der Belagerung hatte er mehrere Wochen lang

sich nicht gelegt; er hatte nur sitzend geschlafen; auch jetzt nahm er sich keine Zeit zu regelmäßiger Bewegung in freier Luft. Die dadurch verursachte Blutstockung und Nervenanspannung wurde durch die ungeheure Aufregung, in der er nachher noch lebte, beständig gefördert. Von da an zeigten sich immer häufiger jene beängstigenden Asthmaanfälle, welche urplötzlich nach einer Aufregung oder Erkältung oder bei der geringsten Verdauungsstörung, gewöhnlich während des Schlafes, eintraten und nachher eine große Abspannung zurückließen. Sie hatten in ihrem Verlauf eine schaurige Aehnlichkeit mit jenem letzten furchtbaren Todeskampfe, den er durchzumachen hatte.

Mit einem Gefühle der Erlösung hatte ich den Ausgang des Krieges für uns begrüßt; ich hoffte auf einen neuen Aufschwung unter neuen Verhältnissen; das drohende Uebel war in die Ferne gerückt, das glaubte ich fest, wie sein Freund und Arzt es auch früher angesehen; aber bald mußte mich die Ahnung beschleichen, daß auch meine Liebe allein nicht genügend war, das Verderben fern von ihm zu halten.

Anfangs August 1871 schrieb sein treuer Leibmedicus von Bern aus: „Was Deine Gesundheit betrifft, so rathe ich Dir in die Schweiz an den Bodensee, nach St. Gallen oder Rigi-Scheideck, in eine Molkenkur Dich zu begeben. Viel Milch und Wasser, sonst muß ich Dich durchaus auf Milchdiät setzen. Solltest Du Deiner Collegen im Pastorat wegen nicht weiter reisen können, so schnüre bei Empfang dieses Briefes den Bündel und gehe nach Baden, was Dir im Frühjahr so zuträglich war. Dies wäre aber nur für unterdessen, bis Du auf einer weiteren Reise in geistiger und physischer Hinsicht zu Ruhe, Gleichgewicht und Gesundheit gelangt. Leute wie Cunitz und Du solltet ein Stück von der gewöhnlichen haus-

backenen Philosophie von Bronner und mir haben. Dies wäre nach der Makrobiotik von Hufeland und meinem beschränkten Verstande für Euch am Besten."

3. September 1871: „Aus Deinem Briefe von Richisau ersehe ich, daß es Euch gut geht. Bei der brillanten Witterung wird hoffentlich Deine Gesundheit sich stärken. Immer muß ich Dir philosophische Gemüthsruhe anempfehlen zur Erholung Deiner Gesundheit, zum Wohl der Kirche und Deiner Familie. Das Wasser fließt den Rhein hinunter, und die Schicksale der Familien, Kirchen und Nationen erfüllen sich, ohne daß wir nothwendigerweise durch Aufregung unsere Gesundheit untergraben oder in hartgesottene Verbissenheit zu gerathen brauchen. Ich rathe Dir noch länger in der Schweiz zu bleiben, wenn Du Dein Asthma los werden willst." —

Gestärkt kehrte Baum wieder heim, nachdem wir das Glück gehabt hatten, weder mit Franzosen, noch Deutschen, noch Elsässern zusammen zu treffen. Auch meine leisen Befürchtungen traten zurück, als ich sah, mit welchem Genuß die geistreiche, klarsehende Freundin Marie Vögtlin mit ihm, den sie dort kennen lernte, verkehrte, wie sie von einer früheren Abnahme der Geisteskräfte nichts merkte und nur eine gewisse Nervenerregbarkeit als sein Uebel bezeichnete.

Der seit dem Krieg neu gehegte Plan der Gründung einer liberalen, deutschen, kirchlichen Zeitung trat wieder in den Vordergrund und wurde ernstlich durch den 1868 von Baum gegründeten und geleiteten Evangelisch-Protestantischen Verein befürwortet. Schon längst hatten die Freunde in Deutschland daran gemahnt und boten eine Verschmelzung mit süddeutschen Blättern an, aber die Stimmung der meisten elsässischen Gesinnungsgenossen ließ es ratsamer finden, ein eigenes Blatt zu gründen. Baum's gehäufte Beschäftigungen, seine nun schwankende

Gesundheit, die Feindseligkeit oder Gleichgültigkeit, mit der manche Vertreter seiner Richtung einem solchen Unternehmen, seiner Persönlichkeit wegen, sich entgegenstellten, erlaubten ihm nicht, als Hauptredakteur des Evangelisch-Protestantischen Kirchenboten zu unterschreiben, aber den beiden jungen treuen Freunden Gangloff und Erichson, die mit Geschick und Wärme ihn ersetzten, stand er helfend zur Seite, immer bereit Opfer zu bringen, wo es notwendig war.

Es war für ihn wohlthuend, aus verschiedenen Teilen des Landes, von seinen ehemaligen Schülern, Zeichen eines liebenden Entgegenkommens zu erhalten. Und nicht weniger hob ihn Bruch's Zustimmung, der immer traulicher an ihn sich schloß und Freud und Leid mit ihm teilte. Auch Freund Höpffner tröstet in seinem Briefe Dezember 1871: „Den politischen Antagonismus finden wir fast überall, in allen Familien, und selbst zwischen Dir und manchem Deiner alten Freunde wird er nicht ausgeblieben sein. Darin kann ich unsere liberalen Pastoren nicht begreifen noch billigen, die von ähnlicher Erregung ergriffen sind, denn ich meine, die rechte Liberalität besteht gerade darin, daß man auch die Vorzüge des Gegners anerkenne; doch hoffe ich auch hierin eine baldige Umwandlung der Geister, wie es in unserer oberen Verwaltung ja schon eine Umwandlung gegeben hat durch die Ankunft des Herrn v. Möller. . . .

„Und so wollen wir's denn dem Welten- und Geisterlenker überlassen, wie er es mit unsern lieben Elsässern wenden wird. L'homme s'agite et Dieu le mène! Nulla mutatio dominorum sine deo! An dieses halten wir uns fest und immer fester, lieber Freund, und wie wir beide bisher in der Theologie stets Eines Sinnes waren und den schönen Träumen unserer Jugend nicht untreu wurden, so wollen wir auch in

diesen Weltverwirrungen fest zusammenhalten und uns die Kappe des Nationalhasses und der Bornirtheit nicht über die Ohren ziehen lassen. „Ungeschwächt will ich meinen Geist bringen in die späteren Jahre," sagte einst der alternde Schleiermacher; „ewige Jugend schwöre ich mir selbst, und was mich früher erfreut, soll mich erfreuen bis an mein Ende." — So halten wir es auch, lieber alter Freund, und dann bleibt auch unsere Freundschaft frisch und unveränderlich. Spott und Haß wollen wir gerne dulden, wenn es nur zum allgemeinen Besten führt." —

Am 1. Mai 1872 fand die Feier der Gründung der neuen Universität statt, die Erfüllung von Baum's sehnlichstem Wunsche, die er mit der lebhaftesten Freude begrüßte. Aber die Kräfte, die er auf den Schweizer Bergen gesammelt hatte, waren nun schon verbraucht. Kaum konnte er während der Sommerhitze die Ferienzeit abwarten, um sich dann wieder nach Richisau zu begeben. Vergebens versuchte er die tägliche Arbeit zu bewältigen, indem er schon morgens um vier oder fünf Uhr aufstand. Der Schlaf war schwer und tief, und er stand müder auf, als er sich gelegt hatte. Wenn er längere Zeit am Schreibtische saß, schlief er unwillkürlich ein; in der Predigt fing er frisch an, sobald aber nach einer Weile die Müdigkeit sich einstellte, verwirrten sich seine Gedanken auf bedenkliche Weise. Geistige Getränke, selbst in kleiner Quantität genossen, anregende lebhafte Geselligkeit erzeugten eine unnatürlich große Aufregung der Nerven, die er selbst fühlte, ohne sie bemeistern zu können. Folgende Briefauszüge zeigen am besten seinen Besorgnis einflößenden Zustand.

Am 30. Juli 1872 schrieb er nach Bern mit zitternder Hand: „Mein lieber Freund und Leibmedicus! Kaum warst Du aus dem Hause, so bin ich ernsthaft krank geworden, nicht unwohl, unpaß, sondern krank an Leib und Seele, habe nicht einmal meine Collegien schließen können, wie sich es schickt, und mußte den Collegen die Prüfung der Candidaten meistens allein überlassen. Ich schreibe Dir mit Mühe der Hand und des Kopfes: was das H e r z dabei zu thun hat, kannst Du Dir denken! Ich muß mit Jemand reden, und am allerliebsten rede ich mit Dir, mein Alter; es kennt und versteht mich, außer meiner Frau, niemand besser. Das Ding sitzt zwischen Haut, Fleisch und Geist, zwischen dem armen Herzen und dem armen Verstand, den Nerven und den Muskeln, der Stimmung und der Verstimmung, dem Arbeitensollen und dem Nichtarbeitenkönnen. Ich liege nicht im Bette und liege doch gern darin. Das Gesündeste an mir ist der Schlaf, aber nach dem Schlaf bin ich nicht gestärkt, bin nicht ausgeruht, bin nicht erfrischt. Was mir fehlt? Es fehlt mir alles, ich bin eben krank. . . . Die Gymnasialangelegenheit hat noch keinen Schritt vorwärts gemacht, so viel ich wenigstens weiß. Die Arbeiten laufen durch einander und kreuzen sich, widersprechen sich auch vielleicht. Heute Morgen hatte ich so schwarze Stunden, daß ich den Nachbar Rector (Bruch) zu mir bitten ließ in seiner Eigenschaft als Beichtvater; es hat ein Bischen geholfen, aber nicht nachhaltig. Er hat keine rechte Qualification dazu: es geht keine Kraft von ihm aus, mais c'est tout de même un calmant. Am Sonntag den 4. August predige ich für Bühlmann; er hat mich vor vierzehn Tagen darum bitten lassen; vielleicht hilft's. Aber viel Kraft wird auch von mir nicht ausgehen. Ja, wenn ich ein Kerl wäre! Aber so bin ich leider nichts als ein kranker Mann!" —

Der Freund antwortet am 2. August mit folgenden originellen Zeilen: „Mit Bedauern sehe ich aus Deinem Brief, daß Du krank an Leib und Seele bist, was freilich zum Theil aus Deinem zu reizbaren Temperament entspringt. Wenn Du den egoistischen kalten Selbsterhaltungstrieb von X. hättest, oder den ruhigen Charakter Deines vortrefflichen Schwagers Eugen, so ginge es schon besser. Nun aber muß jeder mit seinem geistigen und physischen Naturell hier auf Erden sich behelfen, und so wirst hoffentlich auch Du Dich in kurzer Zeit aus Deinem trübseligen Zustande herausarbeiten. Als Medicin verordne ich geistige und physische Diät, d. h. den physischen und intellectuellen Kräften nicht mehr Arbeit zumuthen, als ihre Leistungsfähigkeit gestattet. Die schöne goldene Ferienzeit wird das Uebrige thun. Vorderhand denke ich wenig an die verworrenen Knäuel in Straßburg, denke überhaupt wenig, damit meine Hirnzellen nächsten Winter desto kräftiger denken mögen, hoffe übrigens zuversichtlich auf bessere Zeiten und ertrage unterdessen mit Ruhe und Geduld die sublunarischen Schicksale des so wechselvollen Erdenlebens und rechne mich immer noch zu den glücklicheren Erdensöhnen, im Vergleich zu vielen meiner Mitchristen. Ich wünschte nur, ich vermöchte meinen lieben Freund geistig und körperlich zu curiren; da aber unser Freund der Rector nicht viel ausrichten konnte, so wird höchst wahrscheinlich der Oberconsistorialrath noch weniger die Teufel austreiben können. Wende Dich an andere; ich will unterdessen meinen Glauben stärken, um die Herkulesarbeit zu thun, wenn andere zu schwach sind." —

„Lieber Freund," schreibt Baum am 21. August 1872 aus Richisau: „Es hat noch nicht sehr „gebessert" in diesen acht Tagen. Der beste Beweis liegt darin, daß ich heute die ganze Gesellschaft allein mußte steigen lassen, mit Weib und

Kindern, auf die Scheyen, eine Aussichtshöhe von etwa 6000 Fuß, die nicht sehr steil geht, wohin ich mich aber nicht wagte, weil das einfache Treppen auf- und absteigen mir eine Anstrengung ist, und ich niemanden zur Last fallen wollte. O Elend! Ich freue mich für die anderen, das Wetter ist schön. Ich mochte den Kindern diese erste Schweizertour in ihrem Leben nicht versagen, auch meiner Frau wird es gut thun, wenn sie ein Mal einen Tag den monotonen „Munkedrissel" los ist. — Du siehst die krakelige Hand, die ich schreibe, und wenn ich schreibe, so werde ich bald müde, bin niedergeschlagen im Geiste. Ich habe Arbeit mitgenommen, und zwar sehr nothwendige, und schaffe nichts, weil ich eben nicht kann. Ich liege wie unter einem Bann und die Zukunft macht mir unwillkührlich schwere Gedanken; ich habe kein Zuversichts- und Kraftgefühl weder im Geiste noch im Körper. Ich bin selbst unsicher in der Hand und träge und matt zum Denken. Dabei die Prostration und die Erfüllung bei mir des Wortes: Und des Menschen Feinde werden sein seine eigenen Hausgenossen oder Freunde, mit Ausnahme eines Einzigen, das bist Du, mein Lieber! Selbst ihre Dienste schlagen zu meinem Schaden und Nachtheil aus, thun mir weh anstatt wohl. Ich gehe durch eine große und bittere innere Noth und Prüfung. Das Wohlsein von Weib und Kindern kann ich in diesem Zustande nur stören, nicht erhöhen. Das sollte bei einem Christenmenschen nicht sein. Er soll die Anderen von Wohlwollen und aufrichtigem Wohlwollen der Gesinnung leben lassen. . . . Was macht die Gymnasialangelegenheit? Macht sich dieser versauerte Wirrwarr mit den Lehrern in's Reine?" —

Der Brief fährt fort über die Gesundheit zu berichten, dann schließt er: „Ich esse wohl, aber nicht mit Lust. Du siehst, ich komme immer wieder auf den alten Madensack zurück,

weil ich meine, darin stecke das Uebel, aber wenn auch ein Theil darin residirt, — so steckt der Grund doch tiefer. Wenn das der Freund nicht wegcurirt, der Doctor vermag es mit aller Kunst und Wissenschaft nicht. Verschreibe mir ein paar Freundschaftspillen, die werden am besten helfen. Es ist schon ein Freundschaftsstück, einen solchen Brief zu lesen." —

Die Antwort lautet: „Wenn ich unser bequemes, sicheres Leben ansehe im Vergleich zu den Menschen aus der Revolutionszeit, oder im 30jährigen Krieg, oder vollends du temps de la révocation de l'édit de Nantes, so komme ich mir gar klein und ängstlich und kleinlich vor mit meinen kleinen Miseren. Was hatten so viele Familien für Kämpfe durchzumachen ihres Glaubens wegen! Ich wundre mich heute noch, daß ich die Courage hatte, mit verhältnißmäßig soviel Humor das Bombardement durchzumachen. Ich muß immer spießbürgerlich oder halbphilosophisch, halbreligiös über mich und die Verhältnisse nachdenken, wenn auch weiter nichts dabei herauskommt. Ich glaube aber durch diese Betrachtungen meine Grundsätze und meinen Glauben bedeutend gestärkt zu haben. Wenn Du Gesundheit, Heiterkeit und frischen Lebensmuth hättest, so könntest Du schon mit Ruhe und Gleichmuth die vergangenen Gräuel ertragen. Du bist leider schon einige Zeit krank an Geist und Körper. Wie viel dabei physisch, wie viel moralisch krank, das weiß ich nicht zu ermitteln; eigentliche, erkennbare, organische Fehler sind nicht vorhanden, aber nervöse Abspannung und mikroskopische Veränderungen der Hirnzellen sind auch physische Metamorphosen. In Deinem Verhältnisse mit Deinen Collegen und Freunden wirst Du immer am unangenehmsten berührt, am meisten verwundet werden, weil Du ein Gefühlsmensch bist, ein cholerisch-sanguinisches Temperament hast und in sofern eine weichere impressionablere Natur hast, als andere. Die

gefühlvollen, weichen Charaktere leiden im Leben mehr als die harten und zähen. Nun aber was machen, mein Lieber, um aus Deinem krankhaften Zustande herauszukommen? Ein direct medicinisches Mittel existirt nicht. Du mußt so lange Dich der Arbeit enthalten, in freier Luft Dich bewegen, Dich zerstreuen, bis Deine geistigen und physischen Kräfte soweit wieder hergestellt sein werden, als es in unserm Alter zu erlangen ist. Ein Ausflug auf den Scheyen ist freilich unmöglich. — Du bist ein reich begabter Mensch, der durch sein erregbares Temperament viel Kräfte verbraucht hat: mit Ruhe, Gelassenheit, Unthätigkeit werden die zum Theil versiegten, physischen und geistigen Quellen schon wieder hervorsprudeln, so daß Du mit Ruhe und als guter Haushalter noch lange mit Deinem geistigen Capital arbeiten kannst. Wenn es möglich wäre, solltest Du Dich nicht ärgern (!); Deine Hauptsorge sei, zum Wohl Deiner Familie zu leben, auch wenn Du auf einige Zeit müßtest unthätig sein. Mit dem Glauben an die Genesung und festem Wollen kommt das schon. Im Uebrigen klären sich die Dinge im Gymnasium und in den Verhältnissen überhaupt, wie die Straßburger Zeitung glaubt." — (Der Schluß des Briefes, worin ein Winteraufenthalt in Rom empfohlen wird, ist verloren gegangen.)

Baum schreibt am 25. August zurück: „Heute, lieber Freund, habe ich Deinen Antwortbrief auf mein Jammerschreiben erhalten. Ich habe mich dieses Ausbruchs einer wirklich melancholischer Stimmung beinahe geschämt, um so mehr, da Dein Brief in die Hände meiner Frau gefallen ist, da ich Deine Kirschenhacken nicht mehr ohne ihre Hülfe zu lesen im Stande bin. Und doch hat mir Deine Antwort sehr wohl gethan. Nicht als ob ich Deine großartigen Mittel als die geeigneten oder möglichen erkennete; aber ich glaube, Du konntest

von Deinem Standpunkte aus und auf meine Jeremiade nicht anders antworten. — Nach Rom! — Das wäre nun vollends, um mich in eine gelinde Wuth zu bringen! Es geht, Gott Lob und Dank, ohne Rom und ohne den Papst und Antonelli, in unam aut alteram partem. Wenn zu Rom meine letzte Zuflucht wäre, diesen Triumph möchte ich ihnen doch nicht gönnen! Da käme ein kranker Mann zum andern. Nein, wenn denn ein Heiliger helfen soll, so gehe ich lieber und steht mein größeres Vertrauen zum Landesheiligen St. Bismarck. Der hat's wenigstens mit der That bewiesen, daß er helfen will und helfen kann und vorderhand der erste ist von den sieben Nothhelfern. Die Jesuiten möchten ihn an's Kreuz bringen, je eher je lieber, und wäre es an eine deutsche Eiche; aber es will sich, sagt man, noch keine dazu hergeben und qualificiren. Am guten Willen fehlt es nicht von Seiten der schwarzen Freunde.

„Fräulein Vögtlin ist letzten Sonntag angekommen; es geht mir auch leiblich besser, seit sie da ist. Das hat einen beruhigenden Einfluß auf mein Wesen, der Gedanke, daß, wenn mir irgend etwas zustöße, neben meiner Frau Jemand Sachverständiges da wäre. Es geht mir besser, seit zwei Tagen namentlich; so Gott will, geht das Bessere crescendo. Von Bruch habe ich noch keine Zeile; es ist wahr: ich habe ihm auch noch keinen Buchstaben geschrieben. Das classische Regenwetter macht mir, Gott Lob, vorderhand noch gar nichts: es geht den Berg hinauf. Inzwischen könnte doch mit der Zeit und Länge dasselbe ungemüthlich werden." —

Der ärztliche Freund schreibt aber dennoch am 30. August zurück: „Es freut mich, daß es Dir besser geht. Im übrigen ist es noch immer meine Meinung, daß Du für nächsten Winter einen Urlaub begehren mußt, wenn Du für

Deine vielfachen Arbeiten nicht tauglich wärest, weil dieses heroische Mittel das einzige wäre, um später noch längere Jahre mit Kraft und Nachdruck arbeiten zu können. Du und Deine Frau mögen ernstlich berathen, ob Du für das nächste Semester den Arbeiten gewachsen bist, bei Deinem Temperament und den mancherlei Collisionen, welchen Du nicht entgehen kannst. Wenn Du gesund und kräftig genug bist, desto besser, so freue ich mich dessen. Könntest Du aber nicht arbeiten, so wäre unstreitig eine temporäre Abwesenheit in irgend einer südlichen Gegend das nothwendige Mittel. Ich glaube, Du thust wohl daran, so lange wie möglich fort zu bleiben. Mein Wunsch ist: Du mögest gestärkt an Leib Seele hierher zurückkehren, um Dich mit gehöriger Ruhe in dem Hader und den Zwistigkeiten der Parteien bei Feind und Freund zu bethätigen." —

Nur gering war die Stärkung, die Baum von dieser Ferienreise heimbringen sollte. Mit schwerer Sorge sah ich durch des Freundes Antwort, daß die Wahl des Mittels zu einer anhaltenden Besserung der Einsicht des Patienten selbst überlassen blieb. Offenbar war für seinen Zustand eine vollständige Ruhe angezeigt; ich mochte aber sinnen, wie ich wollte, wie war diese zu bewerkstelligen? Ja, hätte ich durch Losreißung von allen Geschäften ihm zugleich die dazu erforderliche Gemütsruhe verschaffen können! Mußte aber seine Stimmung nicht viel qualvoller werden bei der Erwägung, daß es in den ernsten, nun schwebenden Stifts- und Gymnasialangelegenheiten auf eine einzige Stimme ankomme, um das als richtig Erkannte zu erzwingen, zum Wohl der Kirche und Schule? Konnte ich in ihn dringen, als er klagte: „Zum ersten Semester der Eröffnung der Universität soll ich mich krank erklären, und man spottet ja sonst schon daheim über

meine blühende Gesichtsfarbe und über meine Launen. Könnte ich nur Meister über die unglücklichen Stimmungen werden, gleichgültiger das Treiben der Welt mir ansehen! Ich kann jetzt nicht fort! Ich müßte mich vor dem alten Bruch schämen, der auf mich zählt und so muthig ausharrt, wenn ich blos meiner Bequemlichkeit wegen zurückbleiben wollte! Wie beneide ich ihn um die frische Kraft, die seit dem Kriege in ihm wohnt!" —

Ich konnte nur schweigend seufzen, denn unter diesen Umständen schien es mir mehr als zweifelhaft, ob ein Fernbleiben von den Geschäften die gewünschte Wirkung haben würde. Ja, wenn ich die innere Selbstpeinigung hätte bannen können, mit deren äußeren Anlässen!

Unter Thränen bat ich beim Abschiednehmen die ärztliche Freundin, mir die Wahrheit über ihre Beobachtungen nicht zu verhehlen, und sie gestand mir, daß sie tief erschreckt und betrübt sei durch die Aenderung, die im Laufe eines Jahres stattgefunden. Nur absolute Ruhe und regelmäßige Bewegung im Freien könne erhalten helfen, was an geistigen Kräften noch vorhanden sei; sie schien es nicht ratsam oder nötig zu finden, den Kranken zu einem Aufenthalt in der Fremde den Winter über zu zwingen.

Kaum zurückgekehrt, erwartete ihn eine neue Gemütserschütterung. Furchtbar hatte ihn am 19. Juni Schillinger's, des begabtesten aller seiner jeweiligen Schüler, Tod angegriffen. Schwer hatte er eine gewisse Entfremdung von ihm ertragen, seitdem dieser, den früheren gemeinsamen Bestrebungen untreu, die deutsche Sprache als zwecklos für das Elsaß aufgab und ihm erklärte (1868): Il faut sacrifier une génération et franciser à tout prix le plus vite possible, sinon nous prédicateurs protestants, nous resterons en arrière dans le désert.

Gangloff, der seinem väterlichen Freunde leidenschaftlich zugethan war und im Gegenteil zu seinem Standpunkte sich bekehrte, warf ihm oft in seiner eifersüchtigen Liebe vor, daß Schillinger trotzdem der Liebling sei. Beide seit ihrer frühesten Jugend ernstlich leidend, beide geistig gleichbedeutend und den freisinnigen Ideen ergeben, der eine Redakteur des „Progrès Religieux“, der andere des „Kirchenboten“, traten einander endlich näher; sie tauschten am 18. Juni ihre Gedanken bei uns aus und besprachen ernstlich die Zukunft. Schillinger bot seine gereiftere Erfahrung als Redakteur an und versprach Gangloff, folgenden Tags zu einer Zusammenkunft sich einzufinden. Mit Freuden begrüßten wir die angebahnte Annäherung. Andern Tages aber wartete Gangloff vergebens: Schillinger war plötzlich dem ihn seit seiner Kindheit verfolgenden Herzübel erlegen; und Gangloff schrieb, nachdem wir ihm die Trauerbotschaft gemeldet: „Schillinger's Tod hat mich furchtbar afficirt. Ich glaube: Der ist heimgegangen und ich werde gehen. O des leidigen Halblebens! Meine Krankheit nimmt immer zu; der Husten quält mich jetzt auch nachts. Das nur für Sie, denn ich darf nicht krank sein!“ —

Im Oktober schrieb er uns: „Ich fürchte, ich fürchte. Nun was fürchte ich? — Das Sterben nicht, nein, das muß ja einmal doch sein, aber wenn ich lange und unnütz noch sollte herumleiden; der Gedanke wird mir schwer, und leider habe ich ihn oft. Doch der alte Herrgott lebt noch, er wird auch mir nicht über mein Vermögen zu tragen geben. An ihn will ich mich halten. Ich habe sehr oft wie ein Gefühl des Heimwehs, und da stärkt mich nur der Gedanke: Hast du weder Vater, noch Mutter, noch Geschwister und ein eigentliches Heim auch nicht, so hält doch Einer dich in seinen Vaterarmen. Wenn ich nur mein Amt versehen kann!“ —

Und am 29. November schrieb er in einem Brief, der nicht mehr abgeschickt wurde: „Ich lebe so wenig, so wenig, daß es der Mühe kaum werth ist. Der Winter wird sich einfinden — und dann fürchte ich, geht's schlimmer. Nun, wie Gott will!" —

Ihm sollte der sehnliche Wunsch gewährt werden, mitten aus seiner Thätigkeit heraus schnell abgerufen zu werden. Am 24. November hatte er noch mit Mühe gepredigt, am 28. den Religionsunterricht gegeben. Samstag den 30. November wurden wir zu dem Sterbenden, der sich nach seinem Pflegevater sehnte, eiligst gerufen. Es war eine lange, schaurige Fahrt auf offenem Wagen in die dunkle, kalte, regnerische Nacht hinein; wir kamen zu den letzten Atemzügen und sahen noch den Frieden, der sich auf seine Züge verbreitete, ohne daß er sprechen konnte, als er die bewegte geliebte Stimme hörte.

15. Der Abschied.

Bald darauf wurde Baum's Zustand so bedenklich, daß ich die beiden Aerzte bitten mußte, nun ernsthaft eine Aenderung anzuordnen, da mein Bruder bestimmt erklärte, daß das Uebel nicht so weit eingerissen, wenn Urlaub auf den Winter genommen worden wäre: die Kopfnerven seien überreizt und überarbeitet.

Jeder Nadelstich — und deren giebt es ja so viele im Leben und gar in solch bewegten Zeiten! — hinterließ eine Wunde, die nicht mehr heilen wollte.

Sobald die Regulative für das Kapitel und Gymnasium festgesetzt und unser Haus bestellt war, traten wir unsere dreimonatliche Reise in die Schweiz, zunächst nach Schönbrunn

an, was aber erst am 30. Juni 1873 geschehen konnte. Zu gleicher Zeit war der greise Bruch ebenfalls, seiner Gesundheit wegen, in die Schweiz gereist, nachdem er durchgesetzt hatte, daß vom nächsten Wintersemester an der Katheder der Kirchengeschichte Baum übertragen werden und somit dessen vierzigjähriger Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Auch wartete er auf die Herstellung von Baum's Gesundheit, um das Amt eines kirchlichen Inspektors niederzulegen. Meist schlug er in seinen damaligen Briefen den scherzhaften Ton an, der dem jüngeren Freunde so wohl that; doch fehlte es auch bei ihm nicht an düsteren Stimmungen.

So schreibt er, August 1873: „Ich habe allen Grund zu vermuthen, daß ich den nächsten Winter in miserablem Zustande verleben werde. Was mich am meisten schmerzt, das ist die Erfahrung, daß es mit dem Arbeiten nicht mehr gehen will. Es fällt mir oft schwer meine Gedanken zu sammeln, noch mehr sie in erträglicher Ordnung auf das Papier zu bringen. Nicht selten, wenn ich trotz aller Aufregung nichts Ordentliches zu Stande bringen kann, lege ich die Feder nieder und sage wie jener Preuße: Es ginge wohl, aber es geht nicht! — Wenn es mit dem ernsten Willen gethan wäre, so könnte ich mich schon beruhigen, aber so ist es, wenn man ein Invalide ist, da steht man unaufhörlich in dem Gedränge zwischen seiner Pflicht und der Unmöglichkeit sie zu erfüllen. Allein man muß sich am Ende auch darein fügen und sich mit dem Gedanken trösten, daß ja doch die Zeit nicht ferne ist, wo auch das Wollen ein Ende nehmen wird." —

Mit größerem Recht hätte Baum das von sich sagen können, denn unter beständigen Schwankungen verstrich die festgesetzte Zeit. Mir graute schon in Richisau, wo wir uns wieder hin begaben, vor der Rückkehr, die ich so lange wie

möglich aufzuschieben versuchte, denn ich marterte täglich meinen Kopf ab, ein Mittel zu erfinden, Baum zu verhindern die Kanzel wieder zu besteigen. Da traf ihn der längst geahnte und gefürchtete Schlag in Männedorf am Zürichersee, wo wir uns, um ihm mehr Ruhe zu gönnen, zwei Tage auf der Rückreise aufhielten. Wir täuschten uns beide keinen Augenblick über die Bedeutung des Uebels, und Baum's erste Worte waren: „Es ist aus mit mir und meiner Wirksamkeit! Ich werde mich nie erholen! Der arme Papa Böckel! Nun begreife ich erst recht alles, was er gelitten haben muß! O, meine armen Kinder! Und Du! Daß ich ihnen solch ein Andenken hinterlassen muß!" — Und als der herbeigerufene Arzt das steife Bein nur als erkältet bezeichnete und starkes Schwitzen anordnete, schüttelte Baum den Kopf und sagte: „Nein, Herr Doctor, das ist ein Schlagfluß; ich weiß es; die Gedanken verwirren sich im Kopfe; hören Sie mir nicht an, wie langsam ich spreche?" —

Die verschriebene Arznei schütteten wir zum Fenster hinaus und reisten, gegen des Arztes Meinung, andern morgens nach Zürich, wo Professor Ernst mir gar keine Hoffnung auf Wiederherstellung ließ, aber dabei mit Gefühlen der Ehrfurcht des Kranken Humor und Religiosität anstaunte. Dort war es in der Nacht vom 23. September, da der Schlaf seine aufgeregten Sinne floh, daß er mit Bleistift Folgendes niederschrieb: „Deutsch bin ich, deutsch war ich, dafür habe ich vierzig Jahre lang gelitten und gestritten. Meine Manuscripte vermache ich der Universitätsbibliothek in Straßburg. Die Auslieferung der Vermächtnisse empfehle ich meiner lieben Frau, Universalerbin meiner Werthsachen, Handschriften und Briefschaften. Sie ist die Vertraute meines Herzens gewesen. Gott sei Dank für alles. Dank auch meinen lieben Freunden. Das Liebste,

was ich hinterlasse, sind meine Kinder. Ich wünsche in Richisau, unter dem Baumstisch wo möglich, bei der schönen Aussicht zu ruhen, und die Inschrift in den Felsen: Gelobt sei Jesus Christus, der Leben und Unsterblichkeit an's Licht gebracht hat durch sein Evangelium. Es soll immer eine Ruhebank an dem Ort sein, das ist mein Wunsch!* In Zürich, meiner lieben Stadt, in der Nacht vom 23. auf den 24. September 1873." —

Jene Worte enthalten in kürzester Weise zusammengefaßt den Ausdruck von Baum's theologischem Standpunkt. „Was der Kranke im Dunkel der Todesahnung aussprach," schrieb mir Prof. Schmidt aus Basel, „war in keiner Silbe verschieden von dem letzten Grunde des Glaubens, für den er in der Fülle der Kraft gearbeitet und Zeugniß abgelegt hatte: Christus, der Führer zum Leben, zum ewigen Leben! In diesem Bekenntniß liegt eine Verneinung, nämlich ein deutliches Nein gegen alles dasjenige im Kirchenglauben, was nicht Leben zu fördern im Stande ist, religiöses Leben in Gott und sittlich-tüchtiges Leben in der Welt auf dem Grunde der Gottinnigkeit. Aber die Hauptsache in jenem Vermächtniß wie in seinem Leben ist das kräftige, frohe Ja auf den Glauben an den Gott Jesu Christi, auf den Glauben an ein ewig unzerstörbares Leben des gottgeeinten Geistes." —

Nachdem Baum jene Worte aufgezeichnet, sagte er noch zu mir: „Ich bin getrost; Du wirst die Kinder in diesem

* Baum's Leiche wurde aus leicht begreiflichen Gründen nicht von Straßburg, woselbst er starb, auf die Glarner Berge gebracht, wo er in der Fieberphantasie noch zu weilen wähnte. Sie ruht auf dem früher schon von ihm gewählten Friedhof St. Gallen bei Straßburg: eine Eiche und ein Granitblock mit obenerwähnter Inschrift bezeichnen die Stätte.

meinem Glauben erziehen, und kehrt Ihr nächstes Jahr nach Richisau zurück, dann setzt Euch an meinen Lieblingsort, zu meiner gewohnten Stunde, und wenn die Strahlen der Abendsonne auf dem Spiegel des Sees sanft aussterben und die Bergesspitzen ringsum erglühen, dann denkt an mich und wie gerne ich mit Euch dort wäre, und ich bin unsichtbar bei Euch." —

Sofort nach der telegraphischen Meldung des Unglücks, das uns getroffen, war der treue Hausarzt nach Zürich geeilt, um den Freund nach Hause zu bringen. Seitdem haben wir ihn täglich bei uns gesehen, mit liebevoller Ausdauer bemüht, dem Kranken Erleichterung zu verschaffen. Und der Treuesten einer war und blieb Erichson, der im selben Herbst 1873, als Direktor des theologischen Studienstifts, nach Straßburg übersiedelte und auf den Umgang mit dem teuren Lehrer sich gefreut hatte, dem der Trost nun beschieden war, ihn zum Vikar in seinem Predigeramte zu erhalten.

Als Baum's Lebenskräfte zur Neige gingen, gerade da sollte er das Ideal seiner Jugend, an dem er im Mannesalter noch wie an einem schönen Traum in guten und in bösen Tagen festgehalten, sich verwirklichen sehen: Deutschland eins bis zu den Vogesen unter Führung einer protestantischen Großmacht! Um eine höhere Auffassung, weit über alle Nationalgrenzen hinaus, handelte es sich für ihn bei seinem Deutschtum. Stand ihm auch ein echter Hugenotte wesentlich höher als ein engherziger Lutheraner, so zog ihn doch deutscher protestantischer Sinn über alles an, weil er überzeugt war, „daß die deutsche Geistesart naturgemäß aus sich selber entwickelt und in sich selber folgerichtig ausgebildet, die lebenskräftigste Verbindung der beiden höchsten Lebenselemente mit

sich brächte: persönliche Frömmigkeit und persönliche Freiheit."

Unwillkürlich mögen die sein Andenken noch treu bewahrenden Freunde angesichts der inneren Entwicklungen in Deutschland und Frankreich die bange Frage aufwerfen: Und sollte er dennoch für ein trügerisches Ziel gearbeitet haben, als er das Heil der elsässisch-protestantischen Kirche nur im Anschluß an deutsche Geistesbildung zu erblicken glaubte? —

Unter dem Schutze zufälliger politischer Verhältnisse hoffen freilich rückläufige kirchliche Tendenzen, welche Baum für immer überwunden glaubte, gerade in Deutschland ihren schon begonnenen Eroberungszug zum siegreichen Abschluß zu bringen. Aber der selbständige „eigene Glaube", für welchen die deutsche Reformation gestritten, kann durch Rücksichten auf Herkommen und äußere Machtverhältnisse in den Tiefen des deutschen Gemüts nicht entwurzelt werden, und so darf ich es im Hinblick auf Baum's Lebenswerk wohl aussprechen:

Ideale, die ein solches Manneslehen zu erzeugen und auszufüllen vermochten, können nicht Lügen gestraft werden. —

Soll ich mich über die nun schwer über ihn hereinbrechende Zeit auslassen? — Milde sonnige Stunden und Tage gab es noch viele, sorgenlose nie! Langsam im Laufe von fünf Jahren bis zum 29. Okt. 1878 mußte der Leidenskelch getrunken werden. Um sich her sah der Kranke noch manche Freunde und Gesinnungsgenossen sterben, denen er voraus zu eilen gedacht hatte. Bruch zuerst, dann Schellenberg, Gelbert, Heinrich Lang. Die Feundschaft und der häufige Gedankenaustausch mit dem Feuergeist des letztgenannten hatte eine besonderes erhebende ermutigende Kraft auf ihn aus-

geübt. Es verdient erwähnt zu werden, daß, obgleich Baum's theologische Ansichten, manchmal in Fragen von einschneidender Bedeutung, von denen Lang's abwichen, er doch die Berufung des gewaltigen Züricher Predigers an die Straßburger Fakultät mit Vorliebe ins Auge gefaßt und auch für die Erfüllung dieses Wunsches, natürlich vergeblich, nach manchen Seiten hin gearbeitet hat.

Es kamen düstere Stunden, in denen der Trostesbedürftige ausrief: Ach, wie so lange verziehest du, Herr! Mein Gott, hast du mich verlassen! Denn immer schwerer lastete die Krankheit, die so plötzlich zum Ausbruch gekommen war, auf ihm. Ihren Lauf vermochten die verschiedenen Aufenthalte in der Pfalz, dem Schwarzwald, der Schweiz nicht zu hemmen, kaum zu verzögern. Doch fehlte es auch in diesen so trüben Jahren nicht an Lichtblicken; wo er sich befand, hatte er die Freude, die Gesinnungsgenossen und Freunde herbeieilen zu sehen und manche schöne Stunde verlebte er in ihrer Mitte. Mit Ehrfurcht und Bewunderung sahen sie ihn gegen sein Leiden ankämpfen und sich doch wieder mit Ergebung dem Willen Gottes fügen; ja, sie ahnten kaum, wie groß die Gewalt des Uebels sei, dem er so lange trotzen konnte. Und wenn auch die Kraft des Körpers allmählich dahin schwand, so siegte lange die Stärke des Geistes, und als schon die Zunge nur noch schwer einige Worte herausbringen konnte, so bedurfte sein Geist, wie immer, fortwährender Nahrung. Er wußte es, daß ihm nur eine bestimmte Frist gegönnt war und, so lange er noch selbst arbeiten konnte, verbrachte er die meiste Zeit in seinem Studierzimmer, über die Bücher und Manuskripte gebückt, ordnend, abschreibend, anmerkend. Die Leitung des Evangelisch-protestantischen Vereins, den er gegründet hatte, dessen Seele er gewesen war, gab er erst in den letzten Jahren

seines Lebens auf, als ihm das Sprechen immer schwerer wurde; seine oft wiederholten letzten Worte enthielten die Mahnung: Seid einig! einig! einig!

Und selbst als die Lähmung überhand nahm, der entlaubte morsche Stamm der Gewalt des andringenden Sturmes nicht mehr Widerstand leisten konnte, auch dann war geistige Thätigkeit dem früher so fleißigen Arbeiter noch ein Bedürfnis; stundenlang konnte er sich, beinahe bis zuletzt, aus einem ernsten gehaltvollen Werke, meist religiösen oder geschichtlichen Inhalts, vorlesen lassen, und sein Interesse bekundete sich nicht selten durch treffende Bemerkungen, durch Anführung von Citaten, die sein noch treues Gedächtnis ihm an die Hand gab und die er oft noch deutlich aussprechen konnte.

In allen Phasen seiner Krankheit, selbst wenn er anscheinend ungeduldig war, mußten die ihm nahe Stehenden seine fromme Geduld und, mitten in der Kraftlosigkeit seines Willens, seine Selbstbeherrschung bewundern. Und wenn finstere Gedanken über ihn kamen, tröstete er sich gern mit dem Spruche des frommen Gellert:

„Dort werd' ich einst im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah!"

Möchte es mir gelungen sein, allen denen, die ihn lieb haben, und auch solchen, die ihn kannten ohne ihn zu verstehen, ein annähernd zutreffendes Bild von dem reichen Schatze des Geistes und des Herzens zu geben, der einst Wilhelm Baum zu Teil geworden. Mir aber und denen, die seines Erdenwallens Arbeitsgenossen waren, nimmt der Dichter das Wort aus dem Munde:

„Wenn Einer starb, den Du geliebt hienieden,
So trag' hinaus zur Einsamkeit Dein Weh',
Daß ernst und still es sich mit Dir ergeh',
Im Wald, am Meer, auf Steigen, längst gemieden.
Da fühlst Du bald, daß Jener, der geschieden,
Lebendig Dir im Herzen aufersteh';
In Licht und Schatten spürst Du seine Näh'
Und aus den Thränen blüht ein tiefer Frieden.
Ja, schöner muß der Tote Dich begleiten,
Ums Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein:
Und treuer — denn Du hast ihn alle Zeiten.
Das Herz hat auch sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten —
Und was Du ewig liebst, ist ewig Dein. —"